Ex
BIBLIOTHECA
DANIELIS WILHELMI
NEBELII
Philoſ. & Med. Doct. Med. Chem. & Pharm. Profeſſ.
Publ. & Ord. Heidelberg. Acad. Electoral. Scient.
Theodoro - Palatinæ Socii.

RADCLIFFE OBSERVATORY OXFORD

Digitized by Google

Bemerkungen

der

Kuhrpfälziſchen

phyſikaliſch- ökonomiſchen Geſellſchaft,

vom Jahre 1780.

Mannheim und Lautern,
im Verlage der ökonomiſchen Geſellſchaft, und in
Commißion der neuen Hof- und akademiſchen
Buchhandlung, 1781.

BODLEIAN
30 JAN 1935
LIBRARY

RADCLIFFE
OBSERVATORY
OXFORD.

Inhalt der Bemerkungen des Jahrs 1780.

Medikus, Beiträge zur Unterſuchung der Frage: Sind Ermunterungspreiſe (Induſtriepreiſe) einem Lande vortheilhaft? S. 3.

Jung, Von dem Naſſau-Siegiſchen Eiſen- und Stahlgewerbe in dem Herzogthume Berg. S. 74.

Medikus, Verſuche über die beſte Art der Anpflanzung, um ausländiſche Bäume an unſern Himmelsſtrich anzugewöhnen. S. 131.

Suckow, Verſuche über einige Benuzungen der Roßkaſtanie (Aeſculus Hippocaſtanum.) S. 177.

Jung,

Jung, Ueber die Naſſau-Siegenſche hölzerne Löffelmanufaktur zu Helberhauſen S. 193

Wund, Kurze Geſchichte von dem Einfluſſe auf Handel und Landbau der franzöſiſchen reformirten Gemeinde in der Pfalz S. 243.

Jung, Bemerkungen über den Forſtwirthſchaftlichen Zuſtand einiger Aemter im Herzogthume Berg S. 274.

Abhandlungen.

Digitized by Google

Beiträge
zur Unterſuchung der Frage:
Sind Ermunterungspreiſe (Induſtrie-Preiſe) einem Lande vortheilhaft?

Verf. Friedr. Caßimir Medikus.

Der allgemeine Eifer der Patrioten Deutſchlandes, ihre Mitbürger aus ihrem Schlafe zu erwecken; ſie zu ermuntern, durch wechſelſeitiges Bemühen Glückſeeligkeit und Reichthum unſerm Vaterlande zu verſchaffen, hat allerhand Wege ausfindig gemacht, gemeinnüzige Wahrheiten auszubreiten, und gemeinſchaftliches Streben nach einem Ziele zu erwecken. Aber ich fürchte, die meiſten haben mehr die warme Liebe der Patrioten zu ihren Mitbürgern an Tage gelegt, und waren weniger geeignet, das Ziel

ihrer Wünſche zu erreichen. Der Unterricht der Baurenjugend, das Lehren durch Beiſpiele, vorzüglich Preiſe, die Landesinduſtrie zu ermuntern, haben bald hier, bald da mehreren Beifall gefunden. Und da man in einer Gegend, wo man bald das eine, bald das andere erwählet, ſich dabei beruhiget, daß man nun zur Emporbringung des Landes das Seinige gethan: ſo ſind Jahre verloren gegangen, ehe man es eingeſehen, daß das Mittel nicht hinlänglich ſei, die Abſicht zu erreichen. Es iſt alſo vielleicht keine vergebliche Prüfung, genau zu unterſuchen, ob denn alle dieſe vorgeſchlagene, oft verſuchte Verbeſſerungsmittel auch im Stande ſeien ihre Abſicht zu erreichen, und da nichts mehr in die Augen fallender, als die Induſtriepreiſe ſind, ſo will ich hier auf dieſe mein vorzügliches Augenmerk richten.

Erſter

Erſter Abſchnitt.

Die Abſicht der Induſtriepreiſe iſt, den Anbau eines Gewächſes, die Veredlung von Produkten, oder die Ausfuhr der rohen und verarbeiteten Waaren in einer Gegend mehr in Aufnahme zu bringen, als ſie es bisher waren; oder gar erſt alles, oder doch etwas davon in derſelben einzuführen.

Zur Aufſtellung ſolcher den Fleiß der Mitbürger ermunternder Preiſe werden zuvorderſt eine genaue Landeskenntniß ſowohl der inneren Beſchaffenheit als auch ſeiner Lage und Verhältniß mit den benachbarten Ländern erfodert. Denn zuerſt muß man einſehen, daß z. B. jenes Gewächs, deſſen Anbau man einführen will, dem Lande gänzlich fehle, oder zu ſparſam angebaut

werde: daß es daher zu theuer ſei, zu viel baares Geld ausführe, und alſo den Fleiß des Landmannes bei ſeinem Anbaue wohl belohne: oder man muß dieſe Gebrechen in den angränzenden Ländern bemerket haben, und durch eine kluge Aufmerkſamkeit die Schläfrigkeit der Nachbaren zu ſeinem Landesvortheile benuzen wollen. Gehen aber die Speculationen auf entfernte Ausfuhren, ſo ſind es meiſt mißliche Ermunterungen. Denn die meiſten natürlichen Landeserzeugungen vertragen ſelten eine weite Ausfuhr, die Transportköſten würden ſo hoch laufen, daß der Preiß den Käufer abſchröcken müßte, folglich die Waare liegen blieb. Sind es aber ſolche Gewächſe, die unter dem Namen der Handlungsgewächſe bekannt ſind, und die meiſtens die weiteſte Ausfuhr vertragen: ſo muß man doch bei ihrer Ein-

führung zuvorderſt darauf ſehen, ob im Lande Männer genug ſind, die guten Willen, Geiſtesgaben, auch Vermögen beſizen, als Zwiſchenhändler aufzutreten, die Waare aus der Hand des Erzeugers zu kaufen, um ſie mit mäßigem Gewinnſte in fremde Länder zu verſenden. Denn ſelten iſt ein Erzeuger auch im Stande, den Abſaz ſelbſt in die Ferne zu beſorgen. Hiezu gehören Kenntniſſe des Frachtweſens, Kenntniſſe jenes Landes, wo man einführen will, ſowohl der Leute, als des Geldes, und des beſtändigen Steigens und Fallens des Preiſes der Waaren: kurz, Kenntniſſe des Kaufmannes, die man ſelten bei dem Ackersmanne findet.

Anderſter iſt freilich das Verhältniß bei dem Veredler roher Waaren. Das Denken auf das wohlfeile Anſchaffen der rohen

Produkte, als auch auf ihre innere Güte und der rechten Zeit des Einkaufens iſt ſo in ſein Geſchäft mit hinein verwebet, daß er dadurch ſchon ſelbſt eine Art von Kaufmann wird. Nur muß man hier einen Unterſchied zwiſchen dem gröſten Theile von Arbeitern und dem Fabrikanten machen. Erſtere wiſſen eben ſo wenig, als der Erzieler roher Produkten, ihre Güter weiter zu verſenden. Sie können ihre zu verarbeitende Stoffe ſelten von dem Erzieler ſelbſt einkaufen; ſondern ſind genöthiget, ſich eines Zwiſchenhändlers zu bedienen, der ihnen ſolches in derjenigen Menge und Güte darreichet, als ſie es verbrauchen können. Auch können ſie aus Mangel des Credits oder des Abſazes nicht mehr verarbeiten, als ſie Beſtellungen haben. Man pflegt dieſe Leute Handwerksleute zu nen-

nen,

nen, und unterſcheidet ſie dadurch von jenem Manne, der zwar die nemliche Waare verarbeitet, die rohen Produkten aber ſelbſt im Groſen einkauft, und die verfertigten Waaren wieder im Groſen verkauft. So wie alſo Krämer den Handwerksmann mit rohen Produkten verlegen: ſo beſorgt hingegen der Manufakturiſt den Krämer oder den ins Kleine Handelnden mit Waaren ſeiner Fabrik. Im Grunde iſt alſo der Manufakturiſt ein Handelsmann, nur daß er ſeine Kenntniſſe auf ſeine Manufaktur allein einſchränket, zugleich aber die Kenntniſſe der Verarbeitung ſelbſt genau damit verbindet, die zu dieſem Geſchäfte erforderlich iſt.

Will man alſo natürliche oder künſtliche Erzeugungen in einem Lande einführen: ſo muß man zuvorderſt auch dahin denken, ob

Abſaz für dieſe Erzeugungen möglich ſei. Dieſer Abſaz iſt nun entweder an die Inwohner des Landes und der Nachbarſchaft möglich, oder er muß durch Zwiſchenhändler in die Ferne beſorgt werden. Um den Landesabſaz zu wiſſen, muß man zuvorderſt die gegenwärtige Menge der in Frage ſeiender Erzeugungen kennen: 2) muß man wiſſen, wie viel das Land und die Nachbarſchaft davon verzehrt. Hieraus erwächſet die Staatsbilanze, die genau angiebt, ob ein Produkt durch Ermunterung von Prämie noch dürfe befördert werden, oder nicht. Denn wenn dies Produkt würklich in viel geringerem Verhältniſſe erzielet wird, als das Land und die Nachbarſchaft verzehrt; ſo iſt es Pflicht des Staatswirthes, durch Ermunterungen ſeine Erzieler auf ſolche Produkten aufmerkſam zu machen. Denn 1)

wird er den Unterthan auf Sachen leiten, die er bald und ſelbſt abſezen kann, und alſo die Landesinduſtrie ſehr ſicher führen; 2) wird er den Ausgang des baaren Geldes verhindern. — Aber ſolche Erzeugungen machen ſich ſelbſt und ohne Mitwürkung des Staates bekannt, folglich iſt dieſer Fall entweder äuſerſt ſelten, oder niemals möglich. — Doch hierüber weiter unten.

Werden aber die Produkten, die durch Prämien ermuntert werden, ſchon in demjenigen Verhältniſſe angebauet, oder künſtlich verarbeitet, in welchem ſie das Land, oder die Nachbarſchaft zu ihrem eigenen Gebrauche nöthig hat, und es ſind nicht Zwiſchenhändler da, die grosmüthig genug ſind, aus wahrer Vaterlandesliebe ſich zu bemühen, dieſen Ueberfluß in fremde Lande abzuſezen: ſo hat der Staatswirth, ſtatt

zu nüzen, dem Lande durch ſein unzeitiges Ermuntern den gröſsten Schaden zugefügt. Die Waare ſinket nun wegen ihrer Menge ſo im Preiſe herab, daſs der Erzeuger ſelbſt diejenigen, die er verkauft, mit Schaden verkauft, und lange nicht den Vortheil dabei hat, den er vor der Ermunterung durch Preiſe hatte. Was aber im Lande und in der Nachbarſchaft nicht verkauft werden kann, das liegt ihm zur Laſt da. Solche Preiſe ſind alſo nicht Ermunterungs- ſondern Erſchlafungspreiſe. Denn da ſie dem Unterthane ſeinen wahren Vortheil aus den Händen herausſpielen, und ihn ärmer machen: ſo tödten ſie dadurch ſeinen Fleiſs, und machen ihn gegen ſeine Obrigkeit miſstrauiſch, von welcher er anfängt zu glauben, daſs ſie nicht verſtünden, was ſie unternähmen: daſs ihre innere Landesverbeſ-

ſerun-

ſerungen und die darauf ruhende Geſezgebung Hirngeſpenſte wären, höchſtens von dem Zufalle abhiengen, ob ſie gerathen würden oder nicht. Und dieſer Verluſt des Vertrauens des Unterthanen gegen ſeine Vorgeſezten iſt ein entſezlicher Verluſt, deren ſich die geſezgebende Macht nie bloßſtellen ſollte.

Eine andere Gattung von Ermunterungspreiſen ſind jene, die auf die Ausfuhr geſezet werden, und es iſt hier die Frage, ob dieſe Staatsausgabe nüzlich oder ſchädlich ſei.

So bald der Staat mit dem Handelsmanne zu thun hat: ſo muß er ſich immer vorſtellen, daß er mit einem Manne zu thun hat, der den ganzen Tag bilanzirt, Schaden und Vortheil gegen einander genau abwiegt, vor dem erſteren ſich zu hü-

ten trachtet, dem andern mit Begierde nachgeht. Und wohl dem Staate, der viele ſolche Männer aufzuweiſen hat, die immer mit gehöriger Klugheit und Kälte zu handeln gewohnt ſind. Unglücklich hingegen, wenn ſeine Handelsleute von Leidenſchaften, von Phantomen eingebildeter Glücksgüter, oder gar von dem Stolze, groſe Geſchäften zu treiben, ſich hinreiſſen laſſen. Denn dieſe drohen dem Staate immer einen groſen Schaden, der oft in vielen Jahren nicht wieder auszumerzen iſt; da hingegen ein kluger und vorſichtiger Handelsmann einer der gröſsten und vorzüglichſten Stüzen des Staates werden kann, wenn er wohl benuzet wird.

Sezet man alſo zum Voraus, daſs die Ausfuhr überflüſsiger Güter, im Ganzen genommen, durch niemand beſſer beſorgt

wer-

werden kann, als durch Handelsleute: ſo erhellet ganz ſicher, daß dieſer auf die Prämie mit ſpeculirt, und ſolche in ſeiner Bilanze mit abwiegt. Eine kleine Prämie macht gar keinen Ausſchlag; folglich fällt ſie beim Austheilen auf einen Mann, deſſen Einfluß dem Staate zu keinem Nuzen gereichet. Iſt aber der ausgekündete Preiß beträchtlich: ſo nimmt der Kaufmann Rückſicht auf ihn. Hier ſind alſo dreierlei Leute, die gewinnen können: 1) der Erzieler; 2) der Correſpondent; 3) der Kaufmann. Will lezterer die Menge des Abſazes ſchnell vergröſſern: ſo muß er ſeinen Correſpondenten mehr Vortheile zeigen, das heißt, er muß ſelbſt weniger gewinnen wollen. Dieſer Handelsmann iſt alſo dem Riſico am ſtärkſten ausgeſezet. Denn erhält er den Preiß nicht: ſo iſt alles

ver-

verloren, um welches er die Waare ſeinen Correſpondenten zu wohlfeil gab, und da nur einer oder wenige den Preiß gewinnen können: ſo iſt das Verhältniß des möglichen Verluſtes gleich der Anzahl jener, die ſich um Erhaltung des Preiſes beſtreben.

Nimmt aber der nach dem Preiße ringende Handelsmann bei ſeinem Correſpondenten nicht weniger Vortheil, und wird dieſer lezter nicht durch die Anhoffung von Gewinſt gereizet, ſich mit mehreren Erzeugniſſen zu beladen, als er ſelbſt gleich wieder umzuſezen weiß: ſo wird all ſein Ringen nach mehrerem Abſaze vergeblich ſeyn. Dies kann aber der Handelsmann nicht thun, weil im Falle, wenn er den Preiß nicht bekäme, ſein Verluſt gar zu deutlich wäre. — Folglich iſt auch dieſe Staatsausgabe auf Ausfuhrpreiße, je anſehnlicher ſie iſt, dem

Staa=

Staate deſto ſchädlicher, weil ſie die Ausfuhr würklich wenig befördert, ihn hingegen nöthiget, das Geld auf eine beſchwerliche Art wieder von den Unterthanen insgeſamt zu erheben, um ſolches auf eine vergebliche Art einem anderen als Geſchenke zu zuwenden, der dem Staate keine Dienſte dafür geleiſtet hat.

Dies iſt aber der geringſte Verluſt, der dem Staate durch dieſe Ausfuhrpreiſe zugefüget wird. Ein noch viel anſehnlicher erwächſt ihm durch den Schaden, den er dem Erzieler blos ſtellet. Dieſer, durch die Ausfuhrpreiſe ermuntert, denkt, es werde nach der Waare eben deswegen ſtarke Nachfrage ſeyn, baut oder verfertiget ſie in gröſerer Menge, als er ſie ſonſt abzuſezen gewußt hätte. — Der Handelsmann aber hat keine neue Wege ausfindig gemacht,

als er ſonſt gehabt hat; ſieht aber den groſſen Vorrath von auszuführender Waare, und nun nimmt ſeine Speculation eine ganz entgegengeſezte Richtung. Er erlauert ſeinen Vortheil, hält mit dem Einkaufe ſo lange ein, bis der Erzieler um Geld zu buhlen genöthiget iſt. Nun darf der Erzieler ſeine Mühe und Arbeit nicht mehr in Anſchlag bringen, er darf nicht mehr ſelbſt Preiſe machen, der Kaufmann macht ſie ihm, und wann er Geld haben will, muß er ſich ſeine Preiſe gefallen laſſen, oder er läßt ihm die Waare auf dem Halſe liegen. Im Grunde verliert alſo eben derjenige am allermeiſten, dem zu gefallen der Staat dieſe Prämie ausgeſezet, und am Ende findet es ſich, daß es eine falſche Staatsoperation geweſen.

Freilich werden jene, die nicht gewohnt

ſind,

ſind, Geſchäfte zu machen, ſondern die alles mit ihrer lieben Einbildungskraft ausführen, ſich neue Ausfuhrwege ſchnell herbeiträumen. Aber leider ſind dieſe nicht ſo geſchwind gefunden, und gehören Jahre und anhaltender Eifer dazu, ſich auswärtige Kundſchaft zu erwerben. Die Urſachen hievon ſind zu weitläuftig, als daß ich ſie hier anführen könnte, in der Folge aber werden ſich viele derſelben ſelbſt entwickeln.

Ueberhaupt genommen, ſind alſo die Preiſe, die auf die Erzielung oder auf die Ausfuhr geſezet werden, meiſt vergeblich, ja gar ſchädlich, indem ſie ſelten den Nuzen erzielen, den ſie beäugen, gar oft und meiſtens dem Lande Schaden zufügen, und endlich die Staatsoperationen zu ſehr ins Auge ſezen, ſo, daß die benachbarten Lan-

de ſich vor ihrem Einfluſſe gar leicht in Acht nehmen können.

Zweiter Abſchnitt.

Ich habe hier die Sache nur im Allgemeinen unterſucht, und auch, da ich nur Beiträge liefere, den Gegenſtand gar nicht erſchöpfet, weil ich diesmal einen ganz andern Endzweck habe, als juſt die Sache auf allen möglichen Seiten zu betrachten. Hier in dieſem zweiten Abſchnitte will ich einige Beiſpiele aufſtellen, die in einzelnen Fällen die Sache näher erklären werden, mich aber blos diesmal auf ſolche einſchränken, die den Anbau der Gewächſe zum Gegenſtande haben.

In Engelland wird Süßholz in groſer Menge gebaut, und dort iſt daſſelbe ein wahrer Handlungszweig. Auch um Bamberg herum wird ſchon Süßholz im Groſen

gebauet. Nun wollen wir ſezen, ein Pfälziſcher Patriot hat dieſen Anbau anderwärts geſehen, will ihn ſeinem Lande auch verſchaffen, und ſezet einen Preiß zu Gunſten jenes Erzielers aus, der zur feſtgeſezten Zeit beweiſen wird, daß er das mehreſte Süßholz gebaut habe. Da ein Preiß immer was anlockendes, ſowohl wegen dem innern Werthe, als der damit verbundenen Ehre hat: ſo wird es immer Bewerber um dieſen Preiß geben. — Nun wollen wir die Folgen eines ſolchen Preiſes betrachten. Nur einer konnte ihn erhalten. Die andern giengen leer aus. Alle Preißconcurrenten haben aber eine Waare, und wiſſen nun nicht wohin mit derſelben. Ein jeder Käufer will erſt den Verſuch machen, ob dieſe neue Anpflanzung auch ſo kräftiges Süßholz als Engelland und Bamberg lie-

ſere. Nun findet ſich aber, daß man allemal bei den erſten Verſuchen nicht ſo glücklich iſt, als wenn man mehrere Erfahrungen geſammlet, folglich iſt ſchon zum voraus wahrſcheinlich, daß dieſes Süßholz etwas geringer in der Güte, als das auswärtige befunden werde. Schon dies hindert ſeinen Abſaz. Das Selbſtverzehren des Süßholzes in einer Gegend iſt aber gering, man muß alſo auswärtigen Abſaz ſuchen. Da nun gegen alles Neue Vorurtheile herrſchen: ſo wird ſich dieſer Abſaz nicht finden. Dem Erzieler bleibet ſein Süßholz liegen; derjenige, ſo den Preiß erhielt, hat zwar einige Entſchädigung erhalten, aber lange keine ſo beträchtliche in Vergleich des Verluſtes, den er nun leidet. Die andern Erzieler aber ſind im offenbarſten Schaden, theils daß ſie eine Waare haben, die nie-

mand will, theils daß ſie auf dem Acker, mit alle dem vielen Dung, und mit dem aufgewandten Taglohne nicht ein Produkt hervorgebracht haben, das jedermann ſucht und gerne bezahlet.

Verſchiedene Färberpflanzen werden in der Pfalz gar nicht gebauet, die doch in weit ungünſtigeren Gegenden ein Gegenſtand des Handels ſind. So wird z. B. der Wayd, auſſer ſehr vielen Gegenden Frankreichs, Engellandes, in Italien, auch in Deutſchland, vorzüglich in Sachſen gezogen. Den Wau (Reſeda luteola) bauen die Holländer auf ihren theuern und wenigen Aeckern im Ueberfluß und mit wahrem Gewinn. Beide Pflanzen ſind ein häufiges Unkraut in der Pfalz, aber ſolche zum Gegenſtande des Erzielens und des Handels zu machen, iſt wenigſtens meines Wiſſens noch

keinem Pfälzer eingefallen. — Aechter Safran wird in Niederöſtreich, Saflor hingegen im Elſaß und Thüringen häufig und mit Nuzen gezogen, in der Pfalz kennt man dieſe Pflanzen kaum, ungeachtet der lezte darin vortreflich geräth. Und ſo ſind noch mehrere Färberpflanzen, die wir täglich im Lande bedürfen, die wir täglich aus der Fremde einführen, und die wir alſo ſchlechterdings in Bau nehmen ſollten. Sind aber Ermunterungspreiſe das Mittel, ſie dem Lande zu verſchaffen? Ich zweifle allerdings daran. Denn ohngeachtet man ſie im Lande häufig verbraucht: ſo wird doch der inländiſche Färber mißtrauiſch gegen ſie ſeyn, lieber ſolche von ſeinen alten Orten her beziehen, als mit dieſer neuen einen Verſuch machen. Selbſt derjenige Zwiſchenhändler, der den Färber bis izt damit

verlegt hat, fürchtet, die vom Färber bezogenen pro Cent zu verlieren, und um dieſem Verluſte vorzubeugen, wird er gleich ſich bemühen, dieſen im Lande erzielten Farbgewächſen einen böſen Namen zu machen; nemlich, daß ſie weniger Farbſtoff enthielten, als ſeine, die er bisher geliefert, oder daß dieſer Farbſtoff von minderer Güte ſei, oder beides zugleich. Die durch Preiſe aufgemunterten Erzieler werden alſo eine Waare bauen, die ihnen niemand abkaufen wird, und dieſer erſte unglückliche Verſuch wird ſie auf lange Zeit abſchröcken. Der Preißaustheiler hat alſo ſein Geld vergeblich aufgeopfert, den Bauern, ſtatt zu nuzen, geſchadet; dem Lande aber auf lange Zeit ein Produkt geraubet, deſſen kluge Einführung ihm jedoch äuſſerſt nüzlich geweſen wäre, und deſſen Einführung die Staatsbilanze unumgänglich erheiſchet.

Ungeachtet die Pfalz ein Weinland iſt: ſo wird doch auſſerordentlich viel Bier darin getrunken. Dies beweiſen die Menge von Bierhäuſern, die man ſowohl in den groſen als kleinen Städten häufig antrift. Was wäre alſo natürlicher geweſen, als den Hopfenbau in der Pfalz einzuführen, wenigſtens nur um ſo viel zu erzielen, das inländiſche conſumo damit zu verſorgen. Aber ſo deutlich dies jedem Erzieler ſeyn ſollte: und ſo leicht man glauben könnte, der Abſaz hievon wäre ſehr leicht, und jeder Bauer würde denſelben bei dem nemlichen Bierwirthe finden, dem er ſeine Gerſte zu gleichem Behufe verkauft: ſo iſt doch nichts gewiſſer, als daß dies bisher nicht geſchehen. Ausländiſcher Hopfen aus Engelland, Braunſchweig, Schmalt wird bei uns verbraucht, der inländiſche Hopfen zu

glei-

gleichem Behufe verachtet, und wer ihn bauet, kann ihn nicht anbringen. Ermunterungspreiſe werden hier nichts helfen, im Gegentheil den Bau noch mehr verdrängen. Man räume den Bierwirthen ihre Vorurtheile aus dem Wege, man mache ſie gegen dies inländiſche Produkt günſtig, daß ſie dem Erzieler es gerne abkaufen, und ſchnell wird der Hopfenbau ein allgemeiner Bau ſeyn, ohne daß es nothwendig wäre, ihn durch vergebliche Preiſe zu ermuntern. — Zuvor muß man aber auch prüfen, ob es würklich bei den Bierwirthen Vorurtheil iſt, daß ſie den ausländiſchen Hopfen dem inländiſchen vorziehen. Man erlaube mir dieſe Prüfung, und man wird vielleicht ſehen, daß es kein eingebildetes Vorurtheil, ſondern Wahrheit ſei, was den Mann abſchröckt, einen ganzen Sud Bier aus lau-

ter Patriotismus wegen dem inländiſchen Hopfen zu wagen. Da dieſe Unterſuchung alle Handelskräuter angeht: ſo will ich bei dem allgemeinen ſtehen bleiben; ein jeder wird auf einzelne Gegenſtände die Anwendung ſelbſt machen können.

Der Bau der Handelskräuter insgeſamt, ſo wie der Gartengewächſe erfodern einige mehr, die andere weniger einen wohlbearbeitenden, fruchtbaren, und während dem Baue mit vielem Dunge wohl unterhaltenen Boden. Auſer dem erheiſchen ſie viele Handarbeit, auch bei dem Erzieler Kenntniſſe ihrer Natur und Eigenſchaften, vorzüglich während und nach der Erndte. Das leztere gehet den meiſten Erzielern ab, die dies alles aus Erfahrung erſt lernen wollen. Daher liefern würklich die erſten Erndten geringeres Guth, das mit der eingeführten

aus=

ausländiſchen Waare nicht zu vergleichen iſt. Vorzüglich aber fehlt dem Unterthan der fruchtbare Boden, und der Dung, deſſen er wenig hat, viel bedarf, alſo ſeinen Aeckern mit Handelskräutern nicht allein anvertrauen kann und darf. Dieſer Abgang des Dunges macht, daß dieſe Gewächſe nicht ſo reichhaltig an brauchbarem Stoffe ſind, den der Bierwirth, der Färber ꝛc. verlangt, und den er zu ſeinem Gewerbe äuſſerſt nöthig hat. Denn dieſe Leute, die ihr Handwerk mechaniſch erlernt, und in allen Sachen ihr geſchwornes Verhältniß haben, finden bei dieſem Verhältniſſe inländiſcher Produkten, daß ſie unendlich ſchlechtere Waare liefern, folglich machen ſie den ihnen ganz natürlichen Schluß, daß dieſes inländiſche Produkt an dem guten Fortgange ihres Gewerbes ihnen hinderlich ſei, ſie ſolches alſo fliehen müßten.

Die

Die erſteren Handlungskräuter, die alſo in einer Gegend gebaut werden, ſind in Betracht der eingeführten meiſtens geringhaltiger an Stoffe, auch am Anſehen nicht ſo in die Augen fallend, weil die Handgriffe der Behandlung noch fehlen. Natürlicher Weiſe iſt dies alſo keine Empfehlung für ſie.

Werden alſo in einem Lande die Handlungskräuter durch Ermunterungspreiſe erzwungen, ohne daß der Bauer Vermögen hiezu und Kenntniſſe ihres Baues hat: ſo wird eine Menge wenig brauchbaren Guthes erzeugt, und die Folgen davon auf den einzelnen Erzieler, und von dieſem auf das ganze Land ſind ſo in die Augen fallend, daß ich ihren Schaden nicht weiter beherzigen mag.

Der zweite Nachtheil der Ermunterungs-

preiſe iſt dieſer, daß jene Zwiſchenhändler, die bisher das Land mit den in Frage und Ermunterung begriffenen Produkten verlegt haben, ſich fürchten, ihre alte Kundſchaft zu verlieren; eine Sache, die jeden auf ſeinen Nuzen bedachten Mann aufmerkſam machen. Sie halten es alſo für klüger, lieber einige Jahre nichts zu gewinnen, als dieſe Kundſchaft zu verlieren, in der Hoffnung, daß wenn dieſer vaterländiſche Eifer wieder erloſchen ſei, ſie ſich alsdann ihres bisher erlittenen Schadens ſchon wieder erholen würden, und liefern ihren Kunden die ſchönſten Waaren in dem im möglichſten geringſten Preiſe. — Die Preiſe der inländiſchen Handlungskräuter auch dann, wann ſie weder an innerer Güte, noch äuſſerlichem Anſehen der ausländiſchen Waare das mindeſte nachgeben, fallen alſo

der=

dermaſen im Preiſe, daß der Erzieler bei ſeinen ehemaligen Produkten noch mehr Vortheil findet, er alſo auch aus Anhänglichkeit zu ſeiner alten Bauart dieſe der neuern vorzieht, den Bau der Handlungskräuter, von dem man ihm ſehr groſe Gewinſte verſprach, wieder fahren läßt, und ſich ſeinem grosälterlichen Landbaue wieder widmet. — Denn es iſt nur das göttliche Erbtheil weniger Menſchen, einer einmal erkannten Wahrheit mit wahrer Anhänglichkeit und mit ernſter Unverdroſſenheit ſich zu widmen; die meiſten erſchüttert der geringſte Widerſtand; und Muthloſigkeit, wenn es nicht gleich glücklich geht, iſt leider das Erbtheil des gröſten Haufens.

Nach meiner Meinung ſind alſo alle Ermunterungspreiſe auf Gewächſe, die zum Handel dienen, ehender ſchädlich als nüz-

lich.

lich. Jedoch will ich hierunter jene nicht mit begreifen, die die Abſicht haben, den Bauern nach und nach zu einer beſſeren Wirthſchaft anzuführen. Unſern pfälziſchen Bauern fehlet es, ſo wie den Bauern aller Länder, die groſe Strecken urbaren Feldes unter dem Pfluge haben, vorzüglich am Dünger. Ihre Vorfahren haben daher ſolche Gewächſe zum Anbaue beibehalten, bei denen ſie fanden, daß ſie ihre ſämtliche Felder mit Vortheile bauen könnten. Daher iſt der Landbau ſo mannichfaltig, und beinah jede Gegend hat was eigenes; jedoch kommen ſie alle darin überein, daß ſie meiſtens Korn, Spelz, Gerſte und Haber bauen, als ſolche Früchten, die bei wenigem Dünger dennoch gerne wachſen. Je näher das Dorf einer groſen Stadt liegt, je mehr findet man Handelskräuter, je weiter es entfernt iſt,

je ſeltener ſind ſie, und in einer gewiſſen Entfernung kennt man die Handelskräuter kaum dem Namen nach. Die Urſache iſt leicht zu begreifen. Bequemlichkeit, Wohlleben, öfters auch Pflichten des Standes vermehren die Anzahl der Pferde in der Stadt, folglich auch des Düngers. Dieſer iſt daher in einer ſolchen ſo wohlfeil, daß der Bauer ihn mit eigenem Vieh nicht dafür erzielen kann; er kauft ihn alſo dem Städter ab, zieht Handlungskräuter durch denſelben, und wird, vermittelſt des wohlfeilen Dunges, und des guten Abſazes ſeiner Handlungskräuter wohlhabend und reich. Hat alſo der Bauer Dung genug: ſo weiß er ihn ſchon mit Nuzen anzuwenden; denn in einer Gemeine giebt es doch immer einen oder den andern, den ſeine beſſere Einſichten weiter führen, und der dann Beiſpiel

für ſeine mehr begränzetere Mitbürger wird. Folglich ſind das wahre und herrliche Ermunterungspreiſe, die den Bauer zu mehrerer Erzielung des Düngers hinführen, und dies ſind Preiſe auf die Fütterungen. Da nun nach allgemein erprobter Erfahrung der Klee die wohlfeilſte und beſte Fütterung liefert: ſo ſind Ermunterungspreiſe auf deſſen Anbau dem Staate nicht genug zu empfehlen. Denn keiner, der darnach ringet, hat Schaden davon, ſondern jeder hat daher Nuzen zu erwarten. Wer den Preiß nicht gewinnt, hat Futter, das er ohnehin äuſſerſt nöthig hat, und wovon er in kurzer Zeit den Preiß in ſeiner Scheune mit Vergnügen einführen wird. Wer aber gar den Preiß erwirbt, hat nicht allein den nemlichen Gewinn ſeines Mitbürgers, ſondern auch noch eine baare Vergeltung, und eine

öffentliche Kizelung ſeiner Ehre, die ihm gewöhnlich noch reizender iſt, als der Preiß ſelbſten.

Iſt auf dieſe Art in einer Gegend der Futterſtand in Aufnahme gebracht worden: ſo hat der Staat ſchon vieles gewonnen, aber lang noch nicht ſeine Abſichten erreicht. Wenigſtens nicht ſo weit, daß er den inländiſchen Fleiß von freien Stücken auf den Anbau der Handlungskräuter leiten wird. Denn ſo wie der Bauer mehr Dung macht, wird er ſeine wenig geachtete Felder jenem Fruchtbaue widmen, von dem er weiß, daß er mehr Dung erfodert, und wenn er dieſe Gränze erreicht, wird er darum ſtillſtehen, weil alsdann dieſe Fruchtſorte zu häufig gebauet, folglich für den Verbrauch der Gegend zu ſtark wird, alſo im Preiſe fällt. Der Staat muß alsdann dahin denken, daß von

dieſem erzeugten Futter nicht allein all der Dung gemacht wird, der möglich iſt, ſondern daß der Bauer in das Bedürfniß geſezet werde, alle Tage ſeinen Futtermangel noch lebhafter zu empfinden, um ihn immer auf deſſen Vermehrung verpichter zu machen, und das ſind Preiſe auf die Stallfütterung. Aber die Preiſe auf dieſe leztere müſſen ſchon, ſowohl in Anſehung des Werthes, anſehnlicher, als in der Zahl vielfältiger ſeyn, weil ſie mehrere Schwierigkeiten vorfinden, als man ſich vorſtellet. Denn einige Stücke Vieh das ganze Jahr im Stalle zu füttern, erfodert ſchon einen groſen Kleebau, nächſtdem iſt ſelbſt die Stallfütterung dem Bauern unbekannt, er leidet wegen Mangel der hinlänglichen Kenntniß oft Schaden, auch vermehrt ihm dieſelbe ſeine Geſchäfte unendlich, und er muß meiſt ein Ge-

ſind deswegen mehr halten; lauter Urſachen, die abſchröckend ſind, und die der Staat durch anhaltende und viele Ermunterungspreiſe nach und nach heben muß. Hat aber der Unterthan einmal die Vortheile des Futterbaues, der Stallfütterung und des gerechten Verhältniſſes zu ſeinem Ackerbaue empfunden, und ihn bei ſich eingeführet: ſo wird er nie davon abgehen, und nun iſt er fähig, alles zu unternehmen, was ihn glücklicher machen kann, ſelbſt etwas zu wagen, weil ſein Fruchtbau unverrückt fortgeht, auch er auf einer minderen Anzahl Aecker, und bei wenigerer Mühe gleichwol reichlicher einſcheuret; lauter Erfahrungen, die viel zu fühlbar ſind, als daß man ſie ihm beweiſen dürfe.

Hier habe ich Gelegenheit, noch eine Urſache zu entdecken, warum Ermunterungs-

preiſe auf Handlungsgewächſe dem Staate meiſtens mehr ſchädlich als nüzlich ſind. Denn da jeder Bauer weiß, daß ſie mehr Dung als andere Gewächſe erfodern, ſo entzieht er bei erhaltener Ermunterung ſeinen übrigen Fruchtfeldern den Dung, um ihm dem Acker mit Handlungsgewächſen zu zuwenden. Da er aber überhaupt einen entſezlichen Mangel an Dung, wenigſtens vor der Einführung der Futtergewächſe hat, ſo beraubt er die andern Felder dermaſen, daß er ſie bei den ſchlechteſten Erndten doch ausmergelt, und alſo den wahren Grund zu ſeiner zukünftigen unausbleiblichen Armuth leget. Handlungsgewächſe ſind alſo einer Gegend ſo lang nachtheilig, bis der Futterbau und die Stallfütterung eingeführt ſind, und bis durch dieſelbe die ganze Gegend ſo urbar und fruchtbar geworden, daß nicht allein

alle Felder gebauet, ſondern auch viele derſelben zum Fruchtbaue zu edel geworden. Die ſich jährlich vermehrende Dungmaſſe, und die dem Bauer zu ſeinem Fruchtbaue überflüßig iſt, wird er anheben, zu Handlungsgewächſen zu verwenden; und nun wird er im Stande ſeyn, nicht allein Kaufmannsguth zu liefern, ſondern ſelbſt der Käufer wird einſehen, daß er mit Männern zu handeln angefangen, die ihn nicht ein oder zwei Jahre, ſondern die ihn immer verlegen können. Eine Spekulation, die ein vernünftiger Kaufmann nicht allein jederzeit macht, ſondern die auch in der Natur des Handels gegründet iſt.

Ich habe dieſe Ueberlegung oft bei dem Krapbaue gemacht, der durch die edlen und uneigennüzigen Bemühungen unſers würdigen verſtorbenen Mitgliedes Steph. Gu-

gen-

genmuſes in wenigen Jahren ein Landerzeugniß geworden: ſo ſehr, daß ich mich dies Jahr über die Menge von Krapwurzeln verwundert, die nur allein an meinem Hauſe vorbei ſind gefahren worden, und die insgeſamt über den Rhein herkamen, um theils nach Heidelberg, theils in die hieſige Fabrik geliefert zu werden; da doch in ſelbiger Gegend die Braßbergeriſche Fabrik iſt, die ſehr ins Groſe arbeitet. Gugenmus ſelbſt bauete nicht allein in verſchiedenen Gegenden der Pfalz des Jahres bei 150 Morgen, ſondern, wo er konnte, ermunterte er bei andern den Krapbau, und war dabei ſo grosmüthig, daß er dieſen Leuten ihre Wurzeln weit über den Preiß abkaufte. Das war nicht alles, was er that. Er dörrete und mahlte den Krap ſelbſten, und ließ ſich keine Mühe, keine Koſten, keinen Verluſt

abſchröcken, für den Krap ſich Abſaz zu erwerben, ſowohl in der Nähe, als in der Ferne. Er erdultete mit der größten Gelaſſenheit alle die Vorwürfe, die man ungerechter Weiſe dem Landkrappe machte, fuhr alle Tage mit unermüdeter Unverdroſſenheit fort, ſeinem Lieblingsbaue ſich zu ergeben; und ihm hat die Pfalz die drei Krapmühlen zu verdanken, die wir nun haben, und die nun dem Krapbauer Gelegenheit genug geben, für ſeine erzielte Wurzeln Abſaz die Menge zu finden; weil dieſe Fabrikanten nun ſelbſt in der Bedürfniß ſind, billige Preiſe zu machen, da ſonſt ihr Gewerb in einen Stillſtand kommen würde, und ſie bei Unterdrückung des Krapbauers den anſehnlichſten Schaden erleiden müßten. Man kann alſo ſagen, Gugenmus habe nicht allein den Krap in der Pfalz eingeführt, ſondern auch

durch

durch ſeine uneigennüzige fortdaurende Bemühung ihn ſeinem Vaterlande auf ewig verſichert. — Sollte aber einige Gefahr dabei ſeyn, unvermerkt wieder um dieſen Landesgewinſt zu kommen: ſo iſt dieſe allein darin, daß der Erzieler durch den Gewinſt ſich zu ſehr reizen läßt, mehr Krap zu bauen, als es ſein Gewerb erlaubt. Nemlich er ſtiehlt ſeinen übrigen Aeckern allen Dung, verwendet ihn blos allein auf den Krap, wodurch er ihn zwar anſehnlicher bezahlt bekommt; aber da er ſeine Fruchtfelder ausmergelt, ihm dieſe nachher nichts mehr abwerfen, ſo wird ſich ſeine Dungmaſſe ſo vermindern, daß er nachher weder Frucht noch Krap mehr bauen kann. Man kann alſo dem jezigen Krapbauer nicht laut, nicht oft genug zurufen, das erlößte Geld ja nicht in Güther, ſondern in den Futterbau und

in die Viehzucht zu verwenden, und wenn dieſe Maxime die allgeme ne Landesmaxime wird: ſo wird nicht allein der Krapbau alle Jahr zuſehends zunehmen, ſondern mit dem Futterbaue und mit der vermehrten Viehzucht ein das Land bereicherndes Produkt werden.

Aus eben dieſer Urſache iſt auch in den meiſten Gegenden die Aufhebung der Brache ehender ein Schaden für die Gegend, als ein Nuzen für dieſelbe. Man verzeihe mir, daß ich dies allgemeine, ſelbſt in unſern Schriften ſo ſehr angeprieſene Verbeſſerungsmittel verdächtig mache. Mehreres Nachdenken darüber hat mir vielleicht nicht ungegründete Zweifel erreget. Den meiſten Bauren fehlt es nicht an Felde. Sie haben deſſen nur zu viel, wenn ſie ihre Vermögensumſtände zu Rathe ziehen. Denn

ſie

ſie haben ja keinen Dung, dieſe nur noth-dürftig mit fruchtbar machenden Sachen zu bereichern. Warum will man ſie ermun-tern, noch mehr unter den Pflug zu neh-men, um das Bisgen Dung noch in klei-nere Theile zu theilen. Die Sucht des Bauern, Felder zu bauen, und ſie einzu-ſäen, iſt leider ſo gros, daß man ihn eben-der davor warnen, nicht noch mehr ermun-tern muß. An Kleebau arme Gegenden ge-hen daher ſicher gänzlich zu Grunde, wenn ſie täglich die Zahl ihrer Aecker vergröſern. Und ich ſehe es daher für eine kluge Poli-zei unſerer Voraltern an, daß ſie dieſer Bauernſucht durch die Brache einige Schran-ken zu ſezen gewußt haben. Wir haben da-her ſelbſt in unſern Schriften nachher mehr-mals gezeigt, daß der Ueberfluß an Aeckern die Urſache des Bauernbanquerots ſei. Und

Sugen-

Sugenmus rieth daher dem klugen Bauern, das Drittheil ſeiner Aecker zu verkaufen, und das erlößte Geld anzuwenden, die andere Zweidrittheile in ächten Bau zu nehmen, und Born (S. Bemerk. 76. S. 149.) fand mit eine Quelle des verbeſſerten Zuſtandes von Weilerbach darin, daß dieſe Gemeine, den aus 400 Morgen beſtehenden Schellenberg verkauft, und ſich dieſes ihnen ſchädlichen Ueberfluſſes begeben hätten. Das Aufheben der Brache iſt, was auch andere Schriftſteller dagegen ſagen mögen, ein äuſſerſt gefährliches Mittel, dem Ackerbaue aufzuhelfen. Nüzlich war es, die Urſache zu entkräften, weswegen die meiſten Menſchen die Brache für nöthig und unentbehrlich hielten; aber die Brache ſelbſt vernichten zu wollen, das geht geſchwinder auf dem Papiere, als auf dem Felde an. Im

Ge-

Gegentheile glaube ich, daß die Dörfer, die eine ordentliche Brache halten, ſchneller einer Verbeſſerung fähig ſind, als die anderen; weil in ſelbigen der Kleebau geſchwinder in Flor kommen kann, wenn eine gute Dorfpolizei und eine glückliche Uebereinkunft der Gemeinde einwürken. Denn man darf nur den Sommerbau mit Klee und Sommerfrucht beſtellen: ſo iſt nachher das dem Bauern eigentlich überflüßige Brachfeld ein vortrefliches Kleegewand, wo er ſtatt ſein Vieh und ſich mit Zackern unnöthig den Sommer über abzumartern, izt hinfährt, um Klee ohne Mühe zu erndten. Nach der zweiten, oder wann das Frühjahr günſtig iſt, nach der dritten Kleeerndte ſtürzet der Bauer ſeinen Kleeacker, bauet und beſäet ihn mit Winterfrucht, und ſo hat die Gemeine in drei Jahren die Brache zwar aufgeho-

gehoben, dafür aber ein Drittel Feldes mit Winterfrucht, ein Drittel mit Sommerfrucht, und ein Drittel mit Klee beſaamet, eine Einrichtung, die ſie faſt nichts koſtet, ihr aber ſchnell zu einem blühenden Zuſtande verhelfen wird.

Vielleicht wird man mir hier einwenden, daß ich nur mit den Worten ſpiele, die Brache ſelbſt aufhöbe, und nur die Eintheilung in drei Gewanden billigte. Aber ich glaube, daß dies juſt die Urſache unſerer guten Alten war, die mit wahrer Einſicht die Gewanden Eintheilung vornahmen; um ſie aber dauerhaft zu machen, ihre Gründe mit einigem Aberglauben bemäntelten, der immer bei dem gemeinen Manne von guter Würkung iſt. — Denn warum ſind ſonſt die Eintheilungen in Gewanden ſo ſehr verſchieden, und meiſt nach den Bedürfniſſen eines

jeden

jeden Ortes eingerichtet. Viele Dorfſchaf-ten haben Hegfelder; und die Auſenfelder werden nur brachmäſig gebaut. Selbſt dieſe Gewanden-Eintheilung iſt verſchieden, und ſtehet mit der Anzahl der Felder, und der damaligen muthmaslichen Bevölkerung in ſicheren Verhältniſſen. Da wo die Gemarkung klein, die Gemeine aber ſtark iſt, ſind gar keine Brachen, und alles Feld wird alle Jahr gebaut. Doch leidet dieſer Saz in den Waldgegenden einige Ausnahme, wo auch keine Brache iſt, und doch das wenigſte Feld angebauet wird. Aber das kommt daher, daß in ſelbigen Gegenden die Inwohner meiſt von der Viehzucht gelebt, ihre ſämtliche Felder alſo meiſtens gemeine Triften waren, von welchen ſie bald jenes, bald dieſes Stück umriſſen, es einſäeten, ernbeten, und dann wieder vier, ſechs und

mehrere Jahre unbearbeitet liegen lieſſen, um darauf zu waiden. Dieſe Gegenden ſind würklich in dem gröſten Verfalle. Denn da durch die Veredlung der Viehzucht der meiſten Gegenden jenes Vieh ganz unter dem Preiſe iſt, das auf eine ſo elende Art ernähret wird, und verkrüppelt iſt: ſo haben dieſe Gegenden ihre ganze Nahrung verloren. Die Viehzucht trägt ihnen nichts mehr ein, ihr Ackerbau wollte ohnehin nichts ſagen; daher ſchmachten ſie in einer Armuth, die man unbilliger Weiſe dem Himmelsſtriche zueignet, und die doch nur eine Folge der ehemaligen Einrichtung iſt, die aber bei dem jezigen Flore des Ackerbaues anderer Gegenden ſie täglich mehr zu Grunde richtet. Ich glaubte gewiß, ſolchen Gegenden wäre bald durch eine Gewanden-Eintheilung aufgeholfen: nemlich, daß man

zuvorderſt ein Stück Feld zu einer gemeinen Viehtrift beſtimmte, das übrige Feld in Hegfeld verwandelte, ſolches aber doch flürlich baute, nemlich ein Drittel mit Winterfrucht, ein Drittel mit Sommerfrucht, und ein Drittel mit Klee beſtellte, und auf dieſe Art jährlich abwechſelte, bis die Gemeine nach und nach zu Kräften gekommen wäre. Denn wenn einmal in einer Gemeine die einzelne Dungmagazine ſich recht vervielfältiget haben; alsdann iſt es beſſer, daß ein jeder die Freiheit hat, ſein Feld nach ſeinen Vermögensumſtänden zu beſtellen. Denn es laſſen ſich hier keine unumſtößliche Geſeze geben, ſondern dieſe müſſen mit dem Wohlſtande der Unterthanen ſich allerdings abändern, und allemal ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie jedesmal das Fortrücken der Gemeine zum allgemeinen Wohlſtande ganz allein vor Augen haben.

Ich hoffe man wird mir dieſe kleine Ausſchweifung zu gut halten, um ſo mehr, da es aus der Folge erhellen wird, daß dieſe dennoch in das Ganze dieſer Abhandlung einen beträchtlichen Einfluß haben wird.

Dritter Abſchnitt.

Freilich iſt es zu unſerer Zeit etwas bedenklich, über die Ermunterungspreiſe zu reden, da ſie einen ſo allgemeinen Beifall haben. Dann fürs erſte, iſt es doch was leichtes, durch ſie als ein Wohlthäter ſeiner Zeit zu erſcheinen, der das Beſte des Vaterlandes beherziget: für das zweite iſt das ſelbſtdenkende, erfinderiſche Deutſchland dennoch gegen ſeine eigene Verdienſte ſo mißtrauiſch, daß es ſich immer von anderen Nazionen Geſeze vorſchreiben läßt. Was die Kuche, und den Puz, und das äuſerliche Betragen anbelangt, da laſſen

wir uns von den Franzoſen lenken und lei-
ten, und eine Puzmacherin befiehlt allen
Damen Deutſchlandes, von nun an, ſo
und keine andere Haube zu tragen. Bei
der inneren Landesverbeſſerung aber, bei der
Aufnahme der Fabriken und des Handels:
da ſind die Engelländer jene, denen wir
abermals blindlings folgen. Gewiß iſt es,
daß dieſe verehrungswürdige Nazion es in
allen dieſen Stücken ſehr weit gebracht hat,
und daß ſie uns ein Muſter der Nacheife-
rung ſeyn ſoll; aber nicht darin, daß wir
ihren Handlungen nachahmen, ſondern dem
Geiſte, der die Triebfeder aller dieſer herr-
lichen Werke iſt. Aus einer inneren Kennt-
nis ihres Staatsſyſtemes, aus einer ge-
nauen Kenntnis des Landes, vorzüglich
aber dadurch, daß ſie Meiſter zur See ſind,
und alſo durch die unendlich wohlfeile Waſ-

ſerfracht alles in den billigſten Preiſen an-
dern Nazionen zuführen können, haben ſie
Einrichtungen getroffen, die bei uns ſehr
ſelten nachgeahmet werden dörfen. Engel-
land und Holland gränzet überall an das
offenbare Weltmeer, auf welchem, nicht
wie bei einzelnen Flüſſen, jeder Regent ei-
nen Waſſerzoll alle Augenblicke anzulegen
vermögend iſt. Wir Deutſche können aber
oft noch wohlfeiler unſere Güter durch die
Landfracht beziehen, oder verſchicken, be-
ſonders wenn man den Zeitverluſt, und
alle die kleine Neckereien, denen man bei
der Waſſerfahrt ausgeſezet iſt, in Anſchlag
bringt. Ich weiß, daß die Siamois-Ma-
nufaktur vor einigen Jahren ihre Baum-
wolle viel wohlfeiler aus Marſeille bezog,
und bis Lautern durch Landfracht kommen
ließ, als wann ſie ſolche über Holland den

Rhein

Rhein herauf hätte gehen laſſen. Freilich gewährt hier der Marſeiller Freihafen durch ganz Frankreich Vortheile, die kein anderer Hafen leiſten kann. Dennoch aber wird es jedem auffallend ſeyn, daß die Landfracht von Marſeille bis Lautern vor der Waſſerfracht über Holland Vortheile gewähren konnte; und man wird alſo auch aus dieſem Beiſpiele allein ſehen, welche Schwierigkeiten ſich bei der Ausfuhr ereignen, die uns gänzlich hindern, die Engliſchen Staatsoperationen, als für uns ebenfalls brauchbar, zu befolgen.

Auch haben ſelbſt in Engelland dieſe Ermunterungspreiſe nicht jedesmal die Würkung gethan, die man von ihnen erheiſchet, und wäre man allemal genau unterrichtet, ſo würde ſich manch Lächerliches dabei entdecken. Arthur Young hat auf ſeinen Reiſen

ſen durch verſchiedene Provinzen Engellan- des einige Preiserwerber aufgeſucht, um mit eigenen Augen ihren Anbau zu betrach- ten, weßwegen ſie von der, zur Ermunte- rung geſtifteten Geſellſchaft zu Londen den Preis erhalten. Und da fand er zu ſeinem Erſtaunen, daß dieſe Leute nicht einmal das Produkt gekannt, weswegen ſie den Preis erhalten. Wir ſelbſt muſten bei dem kleinen leicht zu überſehenden Oberamte Lautern alle Aufmerkſamkeit anwenden, daß nicht Ein oder die Anderen Preiſe über den Kleebau erhalten hätten, die ſie gar nicht verdienet. Und ſo wird jede Geſellſchaft, die Ermunterungspreiſe ausgetheilet hat, ſich in dem Falle ſchon befunden haben, nemlich daß ſie von gewiſſenloſen Leuten um ihre Preiſe ſind überliſtet worden. — Denn dieſe Prüfung gehet in ſo genaue und ganz be-

ſondere Fälle über, daß ſich eine ſolche wohlthätige Geſellſchaft derſelben ſelten unterziehet, ſondern, wie wohlthätige Leute, nur austheilet.

Nach meiner Meinung hat Engelland ſeinen hohen Grad von Vollkommenheit dadurch erhalten, daß es ſchon lange den Handelſtand auf alle nur mögliche Art geſchüzet. Hierzu trug republikaniſche Freiheit, die jeden redlichen und thätigen Mann ſchüzet, wenn er auch ſchon nicht mit Titeln übertünchet iſt, ungemein viel bei. Vorzüglich aber war der Handelſtand ein Hauptgegenſtand der Geſezgebung. Sie ſuchte alles auf, was denſelben nur irgend zu heben im Stande war, und räumte alles aus dem Wege, was ihm hinderlich ſeyn konnte. Eine ſo lange, gewiß ein ganzes Jahrhundert ununterbrochen beobachtete Staats-

maxime konnte nicht anders, als von dem glücklichſten Erfolge ſeyn. Denn dadurch, daß Engelland allen Welttheilen immer ſeine Waare antrug, auch ſelbſt die Produkte aller Welttheile ſich zu eigen machte, und ſie gleich ſeinen eigenen Produkten in alle Enden der Welt verſendete, verſchafte es ſich ſolche unzählige Beſtellungen, welche zu befriedigen, es ſich äuſerſt angelegen ſeyn ließ. Der Kaufmann war daher im Stande, die Produkten des Landmannes, die Produkten des Manufakturiſten hinlänglich abzuſezen. Dieſer beſtändige Abzug der Waare vermehrte den Eifer des Landmannes und des Manufakturiſten, und ſo hob dieſer immer dauernde Abzug nach und nach dieſe beide Nahrungsquellen ſo anſehnlich, daß wir jezt das kleine Engelland mit Erſtaunen betrachten, deſſen Geldquelle unerſchöpflich zu ſeyn ſcheint.

Ich glaubte daher, daß man in Deutſchland vorzüglich auf die Verbeſſerung des Handelsſtandes ſehen ſollte. Dieſe äuſerſt würdige und wichtige Stüze des Staates aber iſt nicht in der beſten Verfaſſung in Deutſchland, wo meiſtens Krämerei, ſehr wenig Handlung getrieben wird. Eine mit von den Haupturſachen beſteht darin, daß jeder Krämer Jungen lernen darf; der Herr ſelbſt hat von einem Comptoir, doppelten Handlungsbüchern, Wechſelnegotien ꝛc. ꝛc. keinen Begrif, ſein Junge lernt alſo auch nichts, und im Grunde hat er nichts zu thun, als auf eine taglöhneriſche Art auszuwiegen, oder abzumeſſen, was einzeln verlangt wird. Dieſe junge Nachzucht iſt nun auch zu nichts gut, als abermals fremde Waare auswärts zu kaufen, im Lande ins Kleine wieder abzuſezen, und das

da=

dafür erlöſte Geld, nach Abzug ſeines Vortheiles, wieder auſer Land zu ſenden. Alle dieſe Krämer ſind für jedes Land nichts als ſchädliche Abzugskanäle alles baaren Geldes; und ſtatt daß der wahre Handelsmann immer ſpeculirt, durch Abſaz der Landesprodukten ſich den beſten Nuzen zu verſchaffen: ſo bemühet der Krämer hingegen, alle Landeserzeugniſſe in böſen Ruf zu bringen. Denn da ſeine Kenntniſſe nicht weiter als auf die Preiserhöhung gehen: ſo iſt ſein gröſter Vortheil, daß niemand die Verleger kennt, die ihm Waaren von Meß zu Meß borgen, damit er zu Hauſe beim Auswiegen und Ausmeſſen die Preiſe ſo viel als möglich erhöhen könne. Von inländiſchen Waaren aber kann nie der Preis ſo verborgen bleiben, daß man nicht dem Krämer nachrechnen, und ſeinen Gewinnſt

be-

beſtimmen könne. Dabei würde nun der Mann zu wenig gewinnen, ſein beſonderer Vortheil ſtreitet alſo mit dem allgemeinen vaterländiſchen Vortheile, und ich wenigſtens kann es dem Krämer nicht übel nehmen, daß er ſo denket. Aber dem Staate iſt es zu verargen, daß auf die Nachzucht ſo wichtiger Mitbürger ſo wenig gewacht wird, und Bürger nachgezogen werden, die wider ihren Willen Feinde ihres Vaterlandes ſeyn müſſen.

Vielleicht wird mancher denken; da iſt ja geſchwind geholfen. Man darf ja nur durch einen allgemeinen Befehl das Jungen Halten verbieten. Aber das wäre ein Unbild des Staates. Was kann nun dieſer Bürger dafür, daß zu ſeiner Zeit jeder Schwefelholzkrämer einen Jungen lernen durfte, wodurch er verkrüppet ward. Will

man

man ihn jezt hindern, ſich ſo gut zu ernähren, als es möglich iſt? das wäre zum Nuzen der Nachwelt, die jezt Lebenden zu Grunde gerichtet. Es gibt zwar vielleicht noch viel ſanftere, und viel gewiſſer würkende Mittel, die bei vielen noch im Stande ſind, dasjenige nachzuholen, was ſie in ihrer Jugend verſäumt haben. Denn man darf nur allen Krämern befehlen, doppelte Handlungsbücher für die Zukunft zu führen. Nun ſind zwar keine dazu im Stande, und ihre wenigen Geſchäfte erlauben ihnen auch nicht, einen Bedienten darauf zu halten, folglich ſieht dies einem ziemlich leeren Projekte gleich. Aber man darf nur dem Beiſpiele groſer Handelsſtädte folgen. Da gibt es immer Leute, die die doppelte Buchhandlung gründlich verſtehen, aber entweder keine Gelegenheit, oder keinen Luſten haben, eigene

Hand-

Handlung zu treiben. Dieſe nehmen ſo viele Krämershäuſer an, als ſie beſtreiten können, laſſen ſich von jedem eine proportionirliche Belohnung zahlen, und kommen wochentlich hin, um jenes in die Hauptbücher beizuſchreiben, was ſich während ihrer Abweſenheit in dem Laden zugetragen. Die meiſten Krämer werden hierdurch in kurzer Zeit dieſes Bücherſchreiben ſelbſt lernen, und wenn ſie ſonſt nicht zu beſchäftiget ſind, für die Zukunft es ſelbſt beſorgen. Durch dieſe Art ihr Geſchäft zu führen, und durch das nun mögliche Bilanziren werden ſie ganz andere Begriffe vom Handel erlangen; ſie werden die Kunſt zu ſpeculiren lernen. Und aus einem dem Lande gefährlichen Krämer werden in kurzer Zeit viele und tüchtige Handelsleute nachgezogen werden, die nun der Nachwelt wieder tüchtige Bürger anziehen können.

Wahrſcheinlich iſt dieſer Vorſchlag nicht übel, und doch wäre es mir leid, wenn er ſollte befolget werden. Bei der Ausführung deſſelben ereignen ſich allerhand Fälle, wo eine Bedrückung des Burgers entſtehen würde, und wenn die Polizeï in die Handlungsgeſchäften ſelbſt keine Einſicht hat, ſo befolgt ſie das Geſez buchſtäblich, und buchſtäbliche Befolgung zieht gerne Unterdrückung nach ſich. Ich geſtehe es daher gerne, die Vorſchläge vieler würdiger Männer, den Unterricht jener Burger der drei Nahrungsquellen beſſer zu beſorgen, hat mir immer als ein ſehr unzulängliches Mittel geſchienen, einen Staat in Aufnahme zu bringen. Was kann, beſonders in einem monarchiſchen Staate der Bauer viel zu Verbeſſerung ſeines Ackerbaues, der Handwerksmann zur Verbeſſerung ſeiner

Handthierung, und der Kaufmann zu Verbeſſerung ſeines Handels beitragen, da er immer mit der geſezgebenden Macht zu thun hat, die ihn, weil ſie gar keine Kenntniſſe vom Bauren-Handwerke, vom Handwerksmanne, und vom Handelsſtande hat, ſtatt zu befördern, hindert. Da iſt ein ewiges Ringen, ein ewiges Streiten, unter welchem dieſe nüzlichen Glieder des Staates ermüden, und endlich ihre Geſchäfte gehen laſſen, ſo gut ſie können. Alſo nicht an dem Unterrichte dieſer dreien Klaſſen von Bürger iſt es eigentlich gelegen, ſondern an dem Unterrichte, den die geſezgebende Macht empfangen muß. Hier muß in monarchiſchen Staaten zuerſt angefangen werden: der unterſte Staatsbediente muß ſelbſt erſt bis zum oberſten, gereinigte Begriffe vom Ackerbaue, Bergbaue, Forſtweſen, von

der Technologie und dem Handlungsweſen beſizen, er muß die Geſeze kennen, nach welchen dieſe Geſchäfte ſollen regiert werden, wenn ſie zum Wohlſtande des Vaterlandes einwürken ſollen. Iſt dieſer Stein des Anſtoſes aus dem Wege geräumet, ſo wird darnach der Unterricht des Landmannes, des Handwerkmannes und des Handelsſtandes bald eingerichtet und von den beſten Folgen ſeyn. Aber leider! hat ſich in ganz Deutſchland die geſezgebende Macht immer die Erwerbung dieſer Kenntniſſe vom Halſe geſchoben, und daher iſt es immer, troz allen landwirthſchaftlichen Geſellſchaften, troz allen Ermunterungspreiſen, troz allen hier einſchlagenden Verordnungen ſeinen alten Gang gegangen, und Deutſchland ſeufzet unter der Sklaverei fremder Machten, deren Unterthanen ihnen

täglich das baare Geld abzuzapfen aus dem Grunde verſtehen, und alle mögliche Verbeſſerungsquellen daher verſtopfen.

Ganz anderſt iſt es von jeher in Engelland geweſen. Ein Mann der ſich dem Staate gewidmet, hat ſich vorzüglich dieſer Kenntniſſe befliſſen, die das Aufnehmen des Staates zum Endzwecke haben. Und ſind nicht ihre vornehmſten Staatsbedienten auch ihre würdigſten Staats Schriftſteller? Da es bei ihnen nicht heiſt: ſic volo, ſic jubeo; ſondern da ſie dem Staate von ihren Operationen oft mit Verluſte ihrer Güter und des Lebens ſelbſt Rechenſchaft geben müſſen: ſo ſind ſie in Verfertigung der Befehle etwas vorſichtiger, als in dem Staate eines Monarchen, unter deſſen Schuze ſie von allen Verfolgungen des unterdruckten Staates befreiet ſind. In dieſen groſen ausgebrei-

teten und tiefen Kenntniſſen, die die geſez=gebende Macht in Engelland ſelbſt von den Beſchäftigungen des bürgerlichen Lebens hat, iſt die Quelle der Glückſeligkeit dieſes Staa=tes zu ſuchen, und wenn denn nun Deutſch=land ſchlechterdings nachahmen will: ſo ah=me es hierin ſeinem groſen Vorbilde nach, und beeifre ſich dahin, daß ſeine Staatsbe=dienten von der unterſten Klaſſe bis zur ober=ſten wahre und geläuterte Begriffe von den Nahrungsquellen ſowohl, als von dem ge=ſezgebenden Geiſte haben, der mit dem Ge=heimniſſe begabet iſt, dieſe Nahrungsquellen zum Vortheile des Landes zu leiten, dem ſie vorgeſezet ſind. Wie geſchwind wird Deutſchland eine ganz andere Geſtalt ge=winnen, wenn dieſer mein Vorſchlag wird in Würklichkeit geſezet werden; wenn alle Juſtizbedienungen in jedem Lande von die=

ſen

ſen ſtaatswirthſchaftlichen Bedienungen werden getrennet ſeyn: jene mit ihren eigenen Männern, dieſe aber mit ſolchen werden beſezet ſeyn, die, mit ächten Wiſſenſchaften und mit wahrer Landeskenntniß ausgerüſtet, alle ihren Eifer verwenden werden, dieſe groſe Wiſſenſchaft in Leben und Würklichkeit zu bringen.

Freilich ſind hiezu noch wenige Ausſichten in unſerm guten deutſchen Vaterlande. Denn Meinungen und Grundſäze, die ſeit undenklichen Jahren im Beſize der Nazion geweſen, laſſen ſich nicht ſo geſchwind auslöſchen, als es mancher Schwindelkopf glaubt. Die Richtung unſerer Studien war die Rechtsgelehrſamkeit, und ungeacht dieſe von den Nahrungsquellen kein Wort weis, ſo muthete man ihr doch zu, ſelbige zu regieren. Ein bloſer Rechtsgelehrter

iſt aber ſchlechterdings unfähig, die Nahrungsquellen zu leiten und zu regieren, eben ſo unfähig als er iſt, das anatomiſche Meſſer zu führen. So wahr dieſer Vergleich iſt, ſo iſt er es doch nicht im Vergleiche des dadurch entſtehenden Schadens. Denn bei ſchlechter Führung des Zergliederungsmeſſers zerſtöret er nur einen Körper, der ohnehin zu der Zerſtörung beſtimmt iſt. Durch unzulängliche Regierung der Nahrungsquellen aber löſet man einen Körper auf, der zum ſchönſten Leben beſtimmt iſt, den man alle Tage einem blühendern Leben entgegen führen könnte, und den ein ewiger Frühling ſchmücken würde, wenn man nur recht ernſtlich wollte.

Man glaube nur nicht, daß dies meine einzelne Stimme ſei, nein viele, viele würdigen Männer haben mir es oft geſagt, daß

ſie

ſie bei Anſtellung ſolcher Bedienungen ganz hätten umſtudieren, und daß ſie durch eigenen Fleis, durch langwierige Erfahrung erſt jenes hätten erlernen müſſen, was ſie eigentlich in ihrer Jugend hätten erlernen ſollen. Sie waren viel zu beſcheiden, um es nicht einzugeſtehen, daß gleichwohl ſie nicht hierin zu jenem Grade es bringen könnten, den ſie ſelbſt aus wahrer vaterländiſcher Liebe und Eifer ſich angewünſchet. Selbſt die Erfindung aller dieſer Vorſchläge, ein Land in Aufnahme zu bringen, zeigen von dem tiefen Gefühle eigenen Unvermögens an, es ſelbſt zu thun. Dahero wollte man Bauernſchulen errichten, um die Bauernjugend in ihren Geſchäften beſſer zu unterrichten, man ließ Ackerkathechismus drucken, ja man fieng ſo gar an, in den niederen Schulen einige Kenntniſſe der Nah-

rungsquellen in Vortrag zu bringen, um die Jugend, die zu dem bürgerlichen Leben beſtimmt war, frühzeitig mit den Kenntniſſen zu bereichern, die ſie nächſtdem bei ihren Berufsgeſchäften nöthig hatten. Auf einigen Hohen Schulen ward auch ein Lehrer geſezet, der die daſelbſt ſtudierenden Jünglinge unterrichten, und zu ihren künftigen Aemtern fähig machen ſollte. Aber einen der Nazion gleichſam einverleibten Gang der Studien abzuändern, daran dachte man nicht. Man entwarf keinen gründlichen Plan, ſondern man flickte nur bald da, bald dort was an. Vorzüglich erdachten die Gelehrten allerhand Mittel, den Mangel der Kenntniſſe zu verbergen, den die Männer Deutſchlandes gar oft tief fühlen (denn von den gewöhnlichen Gelehrten laſſen ſich auch ſehr gewöhnliche Sachen denken)

ken) und daher entſtanden alle dieſe Flick-werke, als Ackerkathechismus, Bürger-ſchulen, Bauerngeſellſchaften, vorzüglich die Induſtriepreiſe.

Das einzige Mittel, und das nun in Deutſchland allgemeinen Beifall findet, folglich auch nächſtens ganz allgemein wird befolget werden, iſt, daß man junge Leu-te zu Staatsdienern nachzieht, die die gro-ſe Wiſſenſchaft, die Wiſſenſchaft den Bür-ger und den Fürſten glücklich zu machen, ganz allein und mit aller Gründlichkeit wer-den erlernet haben. — Und wenn auf die-ſe Art die geſezgebende Macht alle die hier einſchlagenden Stellen mit tüchtigen, und mit gründlichen Männern wird beſezen kön-nen, dann wird Deutſchland ſchnell einer Verbeſſerung zueilen, deren es fähiger als ein Land in Europa iſt, weil durch die vie-

le Vertheilungen nirgends ein Hauptpunkt iſt, wo alles Geld hinflieſet, ſondern es eine Menge von kleinen Circulationen giebt, und der Umlauf deſſelben alſo viel leichter jeden einzelnen Punkt dieſes Staatskörpers erwärmen und beleben kann.

Von dem Naſſau-Siegiſchen Eiſen- und Stahlgewerbe in dem Herzogthume Berg.

Von

Johann Heinrich Jung. (*)

Ich will das Feſt unſers theuerſten Kurfürſten nicht mit leeren Worten feiern, ſie ha-

(*) Den 8. Nov. 1779.

haben weiter keinen Nuzen, als daß ſie längſt bekannte Sachen immer wiederholen, und aufs höchſte genommen, eine vorübergehende Wärme in dem Herzen des Zuhörers erregen; denn man fühlt in dem Zeitpunkte ein wenig ſtärker, daß **Karl Theodor** der Vater ſeines Volks iſt. Aber wenn der Redner Thatſachen darſtellt, die Folgen einer guten Regierung ſind, wenn er vom Glücke der Völker erzählt, das der Regent gröſtentheils geſchaffen hat; ſo wird der Freund des Vaterlandes und der Menſchheit nicht blos dabei empfinden: nein ein Fürſt muß nacheifern, und ein jeder recht angefeuert werden, zum Glücke der Menſchen zu würken, ſo viel in ſeinem Vermögen iſt. Würdiger iſt kein Gottesdienſt, als der zum Wohle des Ganzen etwas beiträgt, und zweckmäſiger kann der

Die-

Diener des Staates nicht arbeiten, als wenn er alles rund um ſich her grünend und blühend macht.

Ich fühle mich zu ſchwach dieſem glänzenden Ziele eines Redners nah zu kommen, doch will ich leiſten was ich vermag, und ohne weitere Entſchuldigung, die nur gar zu oft als ein leeres Compliment angeſehen wird, zur Sache ſelbſt ſchreiten.

In den lezten Bänden unſerer Bemerkungen habe ich ſtückweiſe die Geſchichte des Naſſau-Siegenſchen Eiſen- und Stahlhandels ſowohl im Vaterlande ſelbſt, als auch in der Grafſchaft Mark erzählt, allein den wichtigſten Zweig dieſes Gewerbes, der ſowohl gröſtentheils das Siegerland ſelbſt, als auch einen Theil des Kurköllniſchen Herzogthumes Weſtphalen, vornemlich aber eine groſe Menge Inwohner des Herzog-

thu-

thumes Berg ernähret, habe ich auf dieſe Gelegenheit verſpart, beſonders da die blühenden Eiſen- und Stahlfabriken dieſes Landes, das unter kurpfälziſcher Hoheit ſteht, eines der geſegneteſten Gewerben iſt, ſo Kurfürſt Karl Theodor durch ſeinen milden Scepter leitet, und alſo den wahren Stoff einer Vorleſung ausliefert, welche in einer patriotiſchen Geſellſchaft die Herzen zur Ehrfurcht und Liebe gegen den beſten Landesvater an ſeinem feſtlichen Gedächtnistage erweitern ſoll.

Es iſt einem jeden, der ſich in der Geographie nur ein wenig umgeſehen hat, bekannt, daß der Rheinſtrom, ſo bald er ſich aus den freien Schweizergebirgen herauswindet, ſeinen Weg nordwärts nimmt, und eines der herrlichſten Thäler Deutſchlandes, welches fern im Weſten die Vogeſiſchen

ſiſchen oder Lothringiſchen, fern im Oſten über die hercyniſchen Gebirge, oder den Schwarzwald zwiſchen ſich einſchlieſen, durchſtrömet. Abendwärts benezt er die Ufer des paradieſiſchen **Elſaſſes**, und Morgenwärts die ruhigen und wirthſchaftlichen Gefilde der **Markgräflich Badenſchen** Länder. Von daher wälzt er ſich in unſere majeſtätiſche **Pfalz**, ruhig **Karl Theodors** Palläſte vorbei, wirft am heiteren Abend, die milden Strahlen der untergehenden Sonne, in ſeine Säle, und eilt zum uralten **Mainz** fort, hier ſtaunt er gleichſam den gegen über ſtehenden waldigten **Taunus** an, zweifelt ſeine groſen Gewäſſer da hindurch treiben zu können, mürriſch lenkt er ſich Nord=weſtlich und raſet zwiſchen ſteilen felſigten Gebirgen **St. Goar** vorbei bis **Coblenz**, wo er ſich beſänftiget,

und

und nun, ſo wie er ſich unſeren kurfürſtlichen Staaten wieder nähert, ruhig fortſtrömt, Bonn, Kölln, Düſſeldorf, Duysburg und viele andere geringere Oerter begrüßt, endlich bei Schenkenſchanz ſich zertheilt, und gar unrühmlich hier und da ſich in den Ocean hineinſtiehlt.

Etwas oberhalb Bonn fängt das Herzogthum Berg auf der gegen über ſtehenden nordöſtlichen Seite des Rheines, wo es an die Anſpachiſche Grafſchaft Sayn ſtöſt, an, und erſtreckt ſich längs dieſem Fluß auf 10 Meilen bis unterhalb Düſſeldorf hinunter, wo es mit einer Ecke ans Cleviſche gränzt. Südweſtlich macht der Rhein die Gränze. Nordöſtlich aber ſchlieſt es ſich von Anfange bis zu Ende an die Grafſchaft Mark an, ausgenommen in Oſten, wo es mit einem kleinen Ecke ans Herzog-

thum

thum Weſtphalen ſtoſt. Die Breite des Bergiſchen Landes bleibt faſt immer einerlei, und iſt nirgends gröſer als vier, aber auch nirgends kleiner als drei Meilen.

Am Ufer des Rheines enthält dieſes Land faſt von oben an bis unten aus eine ſehr fruchtbare Ebene, welche zwar keinen Wein, aber dagegen das herrlichſte Getreide hervorbringt, und mit Recht die Vorrathskammer des Bergiſchen Landes genennt werden kann. Dieſe Ebene iſt nirgend über eine halbe, und nirgend unter einer viertel Meile breit, und wird nordöſtlich immer hüglichter und erhabener, doch ſo, daß die Richtung dieſer kleinen Gebirge ſich mehr oſtwärts zieht, und gegen den obern Theil der Grafſchaft Mark und gegen Weſtphalen, oder den Theil dieſer Länder, welcher eigentlich das Sauerland

heiſt,

heiſt, immer bergigter und unfruchtbarer wird. Der bergigte Theil des Bergiſchen Landes beſteht alſo aus lauter måſigen Bergen und Hügeln, welche verworren durch einander kreuzen, nicht ſonderlich ſteil und ſchrof, ſondern flach und breit ſind, ſo daß Städte Dörfer und Bauern-höfe häufig auf dieſen Höhen angeleget; hingegen ſind die Thäler eng, winklicht und buſchigt; und an den ſchönſten Quellen, groſen und kleinen Bächen iſt gar kein Mangel.

Aus dieſer Lage und Beſchaffenheit des bergigten Theiles dieſes Landes läſt ſich leicht abnehmen, daß es zum Getreidbaue gar keine Eigenſchaften habe. Denn die ſchönſten und gröſten Felder liegen oben auf den Bergen, mithin der kalten neblichten Luftregion nahe. Die wenigſten Thäler

ſind aber ſo beſchaffen, daß Aecker darin angelegt werden können, mithin iſt blos der Haber- und Grundbirnbau von einiger Wichtigkeit; Winterfrüchte gedeihen ſehr ſelten mit Nuzen. Hingegen aber wo das Land nicht gar zu unfruchtbar iſt, da blüht die Viehzucht deſto beſſer, und man findet nicht ſelten Kühe, die bei einer mittelmäſigen Gröſe 10 bis 15 Köllniſche Maas Milch in einem Tage geben: eine ſolche Maas aber mag hier zu Lande 3 Schoppen ausmachen. Noch zur Zeit iſt der Kleebau nicht eingeführt, ſondern das Vieh weidet auf eingezäunten Feldern, welche brach liegen. Dieſe Art der Koppelweide iſt darum thunlich, weil es dort meiſtentheils einzelne Bauerhöfe giebt, und ſelbſt die Bewohner der Dörfer haben ihre Güter alle beiſammen in groſen Grundſtücken liegen.

Wenn

Wenn alſo blos die Landwirthſchaft das Gewerb dieſer Gegend ausmacht, ſo würde nicht leicht ein nahrloſeres Land gefunden werden: denn ihre blühende Viehzucht iſt nicht einmal eine natürliche Folge des Bodens, ſondern blos der Emſigkeit. Weil der Bauer ſeine Milch, Butter und Käſe theuer verkaufen kann, und anders keine Mittel hat, zu Geld zu gelangen, ſo wendet er allen Fleis auf dieſen Theil der Landwirthſchaft, und ich wüſte keine Gegend in der Welt, wo wohl angewendeter Fleis und Emſigkeit den Bauer nicht wohlhabend machen ſollte. Man ſieht davon ein klares Beiſpiel an der Herrſchaft Homburg, welche dem gräflichen Hauſe Sayn-Wittgenſtein-Berlenburg zugehört, und unmittelbar in dem obern Theile des Herzogthumes Berg gelegen iſt. Ungeachtet dieſes

Ländgen nicht unfruchtbarer iſt, als die übrigen Gegenden, ſo iſt es doch einer der elendeſten Bezirke, die ich kenne. Der Bauer iſt arm und nahrlos, es wächſt ihm nichts, und es fehlt ihm auch an allem, was dazu gehört, die Landwirthſchaft blühend zu machen, weil nichts in der Welt ſeinen Fleis aufmuntert. Daß eine beſſere Landwirthſchaft möglich iſt, weis er nicht, und weil Handwerker und Fabriken fehlen, mithin kein Arbeitsmann ſeine Produkte ſucht, ſo haben ſie auch für ihn keinen Werth, er ſieht alſo, daß er wenig Vortheil davon hat, wenn er mit ſauerer Mühe mehr baut, als er braucht; er iſt und bleibt alſo träg und verdroſſen. In einem Lande, das von Natur unfruchtbar iſt, muß die Handlung der Landwirthſchaft aufhelfen, wo aber alles im Ueberfluſſe und

ohne

ohne Mühe wächſt, da iſt die Landwirthſchaft das Grundgewerb, und muß Fabriken und Manufakturen erzeugen.

Man findet noch überall Spuren im Herzogthume Berg, daß es in alten Zeiten Bergwerke, und damit verwandte Fabriken gehabt habe, welche aber vielleicht in den ſpaniſchen, und nachher im dreiſigjährigen Kriege zu Grunde gegangen. Der Beginn vom Flore dieſes Landes muß alſo erſt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geſucht werden, als in welcher Zeit der Ritterſiz des adelichen Hauſes von Elberfeld durch Zuwachs anſehnlicher Bauernfamilien aus der Nachbarſchaft vergröſert, und von ihnen der Grund zu der weltberühmten Leinen- und Baumwollen-Manufaktur gelegt wurde, welche jezt ſo viele tauſend Men-

ſchen ernährt, und die Zierde des Bergiſchen Landes geworden. Doch die Materie, von welcher ich jezo handeln will, nämlich von der Eiſen= und Stahlfabrike in dortigen Gegenden, iſt theils ältern, theils neuern Urſprunges.

Solingen iſt ein uraltes Städtgen, welches 3 Meilen von **Kölln** landwärts, und eben ſo weit von **Düſſeldorf**, auf einer angenehmen und fruchtbaren Höhe liegt, und hat eine uralte und weitberühmte Waffenfabrike. Ich glaube nicht, daß in ganz Deutſchland, ja vielleicht in ganz Europa ein Meſſer= und Waffenkrämer iſt, der nicht weis, daß ein **Solingen** in der Welt ſei, und es iſt noch nicht gar lang, daß die Solinger Kaufleute an alle Armeen in Europa, wo nicht alle, doch einen groſen Theil Schwerder lieferten. Allein dieſe vortrefliche

che Fabrike nimmt ſeit einigen Jahren ab, und es wird nüzlich ſeyn, wenn ich die Urſachen davon anzeige. Die Solinger Waffenfabrike iſt ein im ſtrengſten Sinne geſchloſſenes Handwerk, ihre vornehmſten Geſeze ſind folgende: Der Schwerdeſchmied darf nichts anders machen, als Klingen; der Meſſerſchmied nichts anders als Meſſerklingen; der Scheerenſchmied iſt an ſeinen Artikel gebunden; wer Schwerder äzt und verguldet muß dabei bleiben, und eben ſo derjenige, welcher Degengefäſe oder Meſſerhefte macht; alle dieſe dörfen wiederum nicht Schleifer ſeyn, u. ſ. f. Dieſe Ordnung iſt nüzlich: denn ein Menſch, welcher immer mit einerlei Arbeit umgeht, erlangt eine gröſere Fertigkeit und Geſchick, ſein Werk zu einem höhern Grade der Vollkommenheit zu bringen, als ein anderer. In

dieſer Verfaſſung liegt alſo kein Fehler, aber vielleicht in folgenden Stücken: Alle dieſe Handwerker ſind an gewiſſe Familien gebunden, auſſer welchen niemals jemand eins derſelben lernen darf. Doch hat ein jeder Freiheit, wenn er Geſchicklichkeit und Vermögen beſizt, Kaufmann zu werden; auch ſteht dem Schleifer der Weg zu jedem Zweige der Fabrike offen, weil ſein Handwerk wegen den ſchweren, und mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit herumlaufenden Schleifſteinen, ſehr gefährlich iſt. Die Folgen von dieſer Einrichtung ſind leicht einzuſehen: es kann ſich zutragen, daß durch Krankheiten und Sterben die Erwerber in gewiſſen Familien einzeln werden. So wie dieſes geſchieht, fällt der Theil des Handwerkes, welcher ihnen eigen iſt, ganz auf die noch übrigen Mannsperſonen dieſer Häuſer;

ſie haben alſo gleichſam die ganze Fabrike in ihrer Gewalt; entweder können ſie bei ſtarken Lieferungen die Arbeit nicht ganz verrichten, oder ſie ſezen höhere Arbeitslohne nach ihrem Gefallen. Der Kaufmann iſt an ſie gebunden, er muß thun, was ſie haben wollen, nur damit er ſeine Kontracte halten und forthandeln kann. Daß die Handlung ungemein dadurch erſchweret und gehindert werde, iſt leicht zu begreiffen. So lang nun Europa in den Künſten und Wiſſenſchaften, wenigſtens ins allgemeine genommen, noch weit zurück, und man ſo zu ſagen, an die Solinger Waaren gebunden war, ſo lang ſpürte man dieſen Fehler in der Einrichtung nicht; ſie war im Gegentheile vortheilhaft: denn wenn der Arbeiter den Lohn hinauftrieb, ſo ſezte der Kaufmann den Preis höher, und da man an

ihn gebunden war, ſo muſte man nicht nur geben, was er haben wollte, ſondern auch warten, bis die Waare fertig war; allein das alles fällt ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts gewaltig weg. Man fängt aller Orten an, beſſer zu arbeiten, Licht verbreitet ſich durch alle Künſte, mithin hat man die Solinger Waaren nicht mehr ſo nöthig und ihre Handlung muß bei der alten Verfaſſung nothwendig nach und nach zu Grunde gehen. Der vor ein Paar Jahren verſtorbene **Herr Graf von Goltſtein** hatte während ſeiner Statthalterſchaft immer den Plan im Auge, die Zünfte zu reformiren, und beſonders leuchtete ihm der Verfall der Solinger Fabrike ſehr ein, er wagte auch würklich ein und andern Verſuch; allein wie zäh und ſtreng er auch in ſeinen Entſchlüſſen und in Ausführung derſelben war, ſo

merkte

merkte er doch einen unüberwindlichen Wi=derſtand, beſonders weil die Solinger Zunft Kaiſerliche Reichsprivilegia zu haben be=hauptet. Noch bis dahin iſt alſo dieſe ſo heilſame Verbeſſerung unterblieben, auch ſind die Solinger auf ihre ſchädliche Rechte ſo ver=picht, daß ſie von Mord und Tod ſprechen, ſo bald man nur im mindeſten Mine macht, ei=nen kleinen Eingrif in dieſelben zu wagen.

Alles Eiſen und Stahl, welches von jeher in dieſer Fabrike iſt gebraucht worden, kam aus dem Siegerlande, wurde in dem Dor=fe und Kirchſpiele Remſcheid, welches auch im Bergiſchen liegt, näher raffinirt und zubereitet, und alsdann den Solin=gern überliefert. Dieſes Remſcheid iſt nicht nur um ſeiner weit ausgebreiteten Ei=ſen= und Stahlfabrike, ſondern auch um ſeiner ſonderbaren Lage willen merkwürdig.

Von

Von Solingen geht man oſtwärts den Berg hinab, und kommt alsdann an das segenreicheStrömgen die Wupper genannt, welches den Bergiſchen Inwohnern ſo viele Nahrung verſchaft; dieſer Weg beträgt etwa drei Viertelſtunde. Nun erhebt ſich aber ein mächtiger Bergrücken, welcher von der Wupper an oſtwärts allmählig eine Stunde lang in die Höhe ſteigt; oben auf dem höchſten Gipfel liegt ein Hof, aus einigen Wohnungen beſtehend, auf dem Scheed genannt; eine Viertelſtunde von da am öſtlichen Abhange liegt das blühende Kirchdorf Remſcheid nicht weit von den Wolken; darauf folgt, immer oſtwärts, ein klein Thälgen, dann wieder die Höhe hinauf, und ſo fort über die Höhe hin, welche ſich allmählig wieder ſenkt bis abermal an die Wupper, wo der ehrwür-

di-

dige Clarenbach, deſſen Leben ich in meiner Abhandlung vom Handlungsgenie, ſ. Bemerk. vom Jahr 1776, geſchildert habe, ſeine vortrefliche Fabrike angelegt hat. Dieſer Remſcheider Berg hat nun rund um ſich her, an ſeinen breiten Seiten einzelne Häuſer, welche aus dem Gebüſche hervorgucken. Da ſtehen prächtige Kaufmannspalläſte, und rund um ſie her die geringere Hütten der Handwerker zerſtreut, wie ſo viele Jungen, welche die Mutter ausgeheckt hat, und an den Bächen hört man von allen Seiten her das Geklapper der kleinen Eiſen und Stahl- oder Reckhämmer. Gott! wie oft bin ich erſtaunt, wenn ich in dieſem höchſtunfruchtbaren Gebirge umher ritte, und all die Lebhaftigkeit dieſer Gegend bewunderte, wie der Kaufmann der Natur trozt, auf Klippen Gärten anlegt,

den

den Grund dahin fahren, und ihn mit unſäglichen Koſten urbar machen läſt, oder wie der Handwerksmann an einem öden, ſteilen Abhange ein Häusgen baut, wo er oberwärts zur Thür hinein auf den Speicher geht, untenher aber eben wohl von gleicher Erde in den Keller tritt; da hängt er mit ſeiner Familie am Berge, wie in einem Schwalbenneſte, und wenn ihm im Winter der Nordwind die Ohren voll heult und Laſten Schnee auf ihn ſtürzt, ſo hämmert er ſich in ſeiner Schmiede Brod und Decke die Hülle und die Fülle.

Es muß einem jeden Vernünftigen hiebei einfallen, wie iſt das alles worden? Der Gedanke iſt heilig, beſonders wenn er aus Wohlwollen herflieſt, auch ſo etwas zu ſchaffen. Die Antwort auf dieſe Frage kann ich nicht anders geben, als es iſt nach

und nach ſo geworden, Solingen aber gab freilich den erſten Anlaß dazu. Denn als die Waffenfabrik entſtand, ſo mußten Leute ſeyn, welche die dicken groben Naſſauer Stahl- und Eiſenſtäbe immer feiner und zum Zwecke gemäſer ausarbeiteten. Da nun Remſcheid dem Siegerlande ein Paar Stunde näher, und noch dazu an der Landſtraſe liegt, ſo ſchickte es ſich recht gut, daß die Inwohner daſelbſt die Vorarbeit zu dieſer Waffenfabrike übernahmen, das Eiſen und Stahl kauften, zubereiteten, und alsdann wieder an die Solinger verkauften. Durch dieſen Anlaß aber legten ſich die Remſcheider noch überdas auf allerhand kleine Eiſenwaaren, welche ſie von allen Gattungen ſo häufig verfertigen, daß die Arbeit für die Solinger faſt nichts mehr bedeutet, und nicht mehr in Anſchlag kommt.

Zur Ueberzeugung von der Wichtigkeit dieſes Remſcheider Handels, will ich nur blos einen Artikel anführen. Wenns im Jänner einige Tage nach einander ſtark friert, ſo fangen die Remſcheider an, Schlittſchuhe zu machen, welche faſt alle nach Holland gehen, und da iſts ein kleines, wenn binnen Monatsfriſt dreiſig tauſend Thaler mehr nach Remſcheid kommen, welche blos die Schlittſchuhe dahin gezogen haben. Millionen ziehen die Remſcheider aus Frankreich und Holland für alle Gattungen von Eiſenwaaren, von der maſſiven Kette an, die den Hafen verſchließt, bis auf das kleinſte Schlößgen und Thürgehänge.

Alles, was ich bis daher geſagt habe, macht aber doch noch den wichtigſten Eiſenhandel des Bergiſchen Landes nicht aus: denn aus einer Karre Eiſen oder Stahl von

1000 Pfunden kann man viele Waſſen und kleine Eiſenwaaren machen. Die viele hundert Karren dieſer Metallen aber, welche jährlich aus dem Siegerlande ins Bergiſche gehen, erfordern einen weit wichtigern Abſaz, und davon muß ich nun noch hauptſächlich reden. Eigentlich brauchen die Remſcheider faſt lauter Oſemund zu ihrem Eiſengeräthe, dieſes aber wird im Märkiſchen aus dem Naſſauiſchen rohen Eiſen gemacht, folglich verbrauchen ſie von dem Naſſauiſchen Stabeiſen faſt nichts, und dieſes iſt doch eigentlich der Artikel, welcher dem Siegerlande, und einem groſen Theile des Bergiſchen Brod verſchaft. Damit ich aber dieſe Eiſenhandlung ausführlich beſchreiben möge, ſo muß ich mich in etwas weitläuftigere Umſtände einlaſſen: denn es kommt bei dergleichen aufs Genaue und Pünktliche

an, und viele kleine Gelegenheiten ſind manchmal weſentliche Urſachen des Ganzen. Werden ſie nun ausgelaſſen; beobachtet der Geſchichtſchreiber die wahre Quellen nicht, ſo bildet er keine ächte Nachahmer ſolcher glückſeligen Gewerbe, ſondern Projecktemacher, mithin Zerrüttung und Unſtern. Möchten das alle Oekonomiſten wohl bedenken.

Die Geſchichte des Urhebers der vortreflichen Handlung, welche ich jezt beſchreiben will, habe ich in meiner Abhandlung vom Handlungs-Genie, (ſ. Bemerk. vom Jahre 1776.) mitgetheilt. Clarenbach war der groſe Mann der ſie errichtete, und durch ſein Beiſpiel wurden andere Männer aufgemuntert, dieſes Gewerb auszubreiten.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts waren noch alle Stabhämmer im Siegerlande ſparſam beſchäftiget, und das

Stab-

Stabeiſen wurde in kleinen Parthien bald hieher bald dorthin verſendet, daher war dieſes Gewerb in ſeinem Vaterlande nicht ſehr beträchtlich, und ernährte wenig Menſchen. Eben ſo war noch die Gegend im Bergiſchen, von **Wipperfund** an, den Wupperſtrom hinab, bei fünf Stunden lang, ſo zu ſagen eine dürre Wüſte, in welcher man hier und da den Schornſtein einer einſamen Bauerhütte rauchen, und magere Kühe in den ſtruppichten Gebüſchen herum irren ſah. **Clarenbach** reiſte nach Holland, beobachtete, welch eine groſe Menge Eiſen zum Schiffbaue verbraucht wurde, er baute in dieſer wüſten Einöde an die **Wupper**, bei der **Krähwinkler Brücke**, verſchiedene Eiſenhämmer, verarbeitete das Siegenſche Stabeiſen zu Bänden von allerhand Art, und zu Stangen, wie ſie der Schiffs-

baumeiſter braucht, ſchickte dieſe fertige Waare auf der Achſe nach Kölln, und von da verſandte er ſie zu Schiff den Rhein hinab nach Holland. Durch dieſen Handel wurde er bald reich. Das Stabeiſen im Siegerlande fieng an werther, folglich auch häufiger verfertiget zu werden, dieſes geſchah zu Anfang dieſes Jahrhunderts, und ſo begann dieſe blühende Handlung.

Clarenbach reiſte auch zuweilen ins Siegerland, um dort mit den Leuten, von welchen er das Eiſen bekam, bekannt zu werden, und Kontrakte mit ihnen zu ſchlieſen, er fand dort eine Wittib, welche ihm viel Eiſen lieferte. Dieſe hatte einen wackern Sohn, Namens Johann Flender; Clarenbach lockte ihn zu ſich, gab ihm ſeine Tochter, baute ihm an der Krähwinkler Brücke ein Haus zwiſchen die Häuſer ſei-

ner

ner Söhne, und lies ihn da wohnen. Dieſen würdigen Greis, den Herrn Flender, habe ich verſchiedene Jahre gekannt, bin viel mit ihm umgegangen, und ich kann mit Wahrheit von ihm ſagen, daß er einer der edelſten Männer war, die ich gekannt habe. Er war grosmüthig, rechtſchaffen, alle ſeine Geſchäfte waren gerade Aufrichtigkeit, und immer bewies er ſich als ein Vater der Nothleidenden, die er mit ſeinem grosen Reichthume oft ſehr mächtig unterſtüzte.

Um die Zeit, als Flender ſich an Clarenbachs Tochter verheurathete, fanden ſich eine halbe Stunde von da zween reiche Bauern, Burghof und Heyder, dieſe bauten nach und nach, ein Viertelſtündgen oberhalb der Krähwinkler Brücke, acht Hämmer an die Wupper, und fiengen auch die

Clarenbachiſche Handlung mit vielem Vortheile an. Flenders ältſter Sohn, Herr Peter Johann Flender, heurathete die Tochter des Heyders, und bei dieſem verehrungswürdigen Enkel des groſen Clarenbachs habe ich ſieben Jahre zugebracht, indem ich ihm in ſeinen wichtigen Geſchäften Hilfe leiſtete, woher es denn auch kommt, daß mir alle dieſe Sachen ſo bekannt ſind. So entſtanden in einem kurzen Zeitraume, blos durch Clarenbachs Beiſpiel, fünf und vierzig Eiſenhämmer in einem Bezirke von fünf Stunden. Dieſe ernähren nun gröſtentheils das Siegerland, einen groſen Theil des Sauerlandes, einen groſen Theil des Bergiſchen Landes, und verſehen Holland mit einer ungeheuren Menge Eiſenwaaren, welches dagegen Millionen Thaler herauf ſendet. Wie dieſes al-

les

les zugehe, und wie der eigentliche Betrieb dieſer Handlung ſei, das will ich nun umſtändlich beſchreiben.

Die Siegerländer verfertigen ihr Stabeiſen, und ſtellen es an die Wand, und ſo gleichſam zum Verkauf hin. Zwiſchen dem Herzogthume Berg und dem Naſſau-Siegenſchen liegt das Sauerland, welches ſehr unfruchtbar iſt, und nur Haber zum Futter für die Pferde hervorbringt, ſo daß alſo den dortigen Bauern das Pferdehalten nicht ſchwer wird. Dieſe ſind nun eigentlich alle Eiſenhändler, beſonders diejenigen, welche um die Landſtraſe wohnen; ein jeder hat nur ein Kapitälgen von vier bis fünf und dreiſig Reichsthalern, womit er ſeinen Handel fortzuſezen im Stande iſt. Des Morgens ſchirrt er ſein Pferd an, nimmt ſein Geld, fährt in die Naſſau, und kauft

 ſich

ſich eine Karre Eiſen, wo er will; mit dieſer fährt er denſelbigen Tag noch nach Hauſe, damit er die Nacht mit ſeinem Pferde wieder an eigener Koſt ſei; des andern Morgens fährt er mit ſeinem Eiſen fort, und kommt des Abends an ein Wirthshaus auf der Bergiſchen Gränze, wo er übernachtet; den dritten Tag fährt er ins Bergiſche, verkauft ſein Eiſen, kehrt wieder zurück bis an gedachtes Wirthshaus, und am vierten Tage kommt er wieder nach Hauſe. Der Gewinn, welchen ein ſolcher Fuhrmann in dieſen vier Tagen macht, bleibt immer zwiſchen drei und fünf Thalern, womit er nebſt ſeinem Gütgen ſich und ſeine Familie oft kümmerlich genug ernähret.

Bei dieſer Verfaſſung wird eine jede Karre Eiſen im Siegenſchen durch einen freien Akkord gekauft, und im Bergiſchen eben ſo

wie-

wieder verkauft, daher kann kein beſtändiger Preis entſtehen, und die Handlung iſt immer etwas ſchwankend. Beſſer wäre es, wenn die Siegerländer mit den Bergiſchen Kaufleuten über eine gewiſſe Lieferung von einer beſtimmten Menge Eiſen, für ein gewiſſes Geld, einen kaufmänniſchen Akkord machten, und ſolches die Sauerländer gegen eine beſtimmte Fracht fahren lieſſen. Dadurch erhielte der Handel eine gewiſſe Beſtändigkeit, der vornehmſte Erfolg aber würde darin beſtehen, daß der Siegerländer gutes Eiſen machen müſte, und im Fall er es nicht thäte, würde ihm ſein Bergiſcher Korreſpondent einen Theil der akkordirten Summe abziehen, folglich würde die Handlung unvergleichlich auf allen Seiten gewinnen, wie allemal geſchiehet, wenn gute Waaren verfertiget werden. Bei der jezi-

gen Verfaſſung aber iſt es dem Siegerlän-
der ganz einerlei, er verkauft bald dieſem
bald jenem Fuhrmanne ſein Eiſen, und em-
pfängt alſofort das Geld dafür. Unge-
ſtraft kann er es ſchlecht machen; wenns
nur ein wenig Anſehen hat, ſo kauft es ihm
der Fuhrmann doch ab, und wenns hernach
ſchlecht befunden wird, wer will ihn zur
Rechenſchaft ziehen?

Die Bergiſchen Kaufleute ſind auch da-
durch eben ſo wohl genöthiget, mit den Fuhr-
leuten zu handeln, welches oft äuſſerſt be-
ſchwerlich iſt: denn dieſe ſind gemeiniglich
grobe niederträchtige Leute, und wenn das
Eiſen theuer und rar iſt, impertinent, ſo
daß das Akkordiren und der Umgang mit
ihnen für einen ehrlichen Mann ungemein
läſtig iſt. Zugleich aber ſchadet dieſe Ver-
faſſung auch hier der Handlung; während der

Saat-

Saat= und Erndezeit kommen wenig Fuhr=leute, und das Eiſen wird rar: denn ein jeder iſt mit ſeinem Ackerbaue beſchäftiget. Indeſſen wird im Siegerlande das Eiſen wohlfeil, im Bergiſchen aber theuer; bei dieſer Unordnung gewinnet nur blos der Fuhrmann, beiderlei Handelsleute aber verlieren, und doch kommt dieſer Vortheil dem Fuhrmanne nicht zum Nuzen; er bleibt mehrentheils wieder im Wirthshauſe ſizen, wo es im Brandeweine verzecht wird. Al=lem dieſem Uebel würde abgeholfen, wenn die Siegerländiſchen Eiſenhändler alle mit einander eins würden, kein Eiſen mehr an die Fuhrleute, ſondern durch Handelskon=tracte in groſſen Quantitäten unmittelbar an die Bergiſchen Kaufleute zu verkaufen, und es für Fracht durch die Sauerländer hinführen zu laſſen. Die Lieferungen ge=

ſchä=

ſchähen alsdann zwiſchen Saat- und Ern-
dezeit deſto häufiger, damit man nicht nö-
thig hätte dem Fuhrmanne Complimenten zu
machen; und dieſe verlören eben wohl nichts
darunter, denn es ſtünde noch immer bei
ihnen, ob ſie für dieſe oder jene Fracht fah-
ren wollten oder nicht.

Die eigentlichen Eiſenwaaren, welche
von dieſen Bergiſchen Fabrikanten verferti-
get werden, beſtehen in Faßbänden von ſehr
verſchiedener Dicke, Breite und Länge, her-
nach in 10 bis 15 füßigen, viereckigten,
achteckigten und runden Ruthen, von einem
drittel bis zum ganzen Zolle in der Dicke.
Alle dieſe Waaren werden unter einem
Hammer verfertiget, den man einen Reck-
hammer nennt, und von ſolchen war die
Rede, als ich ſagte: daß **Clarenbach**,
Burghof, **Heyder** u. a. ſo und ſo viel

Eiſenhämmer gebaut hätten. Jezt muß ich einen ſolchen Hammer beſchreiben, ehe ich zur Verfertigung der Waaren ſelbſt übergehen kann.

Zur Anlegung eines Reckhammers wird ein ſtarker Bach erfordert, welcher vieles Gefäll hat. Oberhalb dem Orte, wo er angelegt werden ſoll, und zwar ſo weit hinauf, als es das Gefäll erfordert, macht man eine Wehre quer durch den Bach, um das Waſſer aufzudämmen; dann ſticht man ſeitwärts einen Waſſerpaſſen Graben, ſo daß man entweder das Erdreich, wenn es zu abſchüßig iſt, erhöht, oder, welches noch beſſer iſt, es langsein am Berge hinleitet, und alſo ſo hoch führt, bis der Hammer Gefäll genug hat. Hier macht man nun einen etwas weitläuftigen Teich oder Weiher, damit ſich bei kleinem Waſſer während der Zeit,

daß

daß der Hammer ruht, und des Nachts, ein Vorrath von Waſſer ſammeln könne. Dieſer Graben und Weiher zuſammen wird der Obergraben genannt, welcher durchaus mit einem recht dauerhaften und guten Damme verſehen ſeyn muß, um bei Fluth und Sturm alle Gewalt aushalten zu können.

Zu unterſt vor den Weiher wird nun der Reckhammer gebaut: er beſteht aus einem räumlichen etwas längern, als breitern Viereck. Mit einer der ſchmälern Seiten ſtößt er an den Damm des Weihers, und dieſe Wand iſt von Grund aus bis ans Dach gemauert; vor dieſer Wand liegt die ungeheuere Hammerwelle, welche gewiß unter allen Wellen die ſchwerſte iſt. Das Rad iſt auswärts an derſelben, und zwar allemal an der rechten Seite des Hammers be-

fe-

BIBLIOTHECA BODLEIANA

feſtiget, wenn man nemlich der Mauer den Rücken kehret. Dieſes Waſſerrad iſt von andern ſeiner Art etwas verſchieden, und zwar in folgenden Stücken: weil es bei dem Reckhammer auf die gröſte Geſchwindigkeit der Schläge ankommt, ſo iſt klar, daß die Welle auch ſehr geſchwind umlaufen müſſe, folglich darf das Rad keinen groſen Durchmeſſer haben, damit es geſchwind herumkommen könne; da aber bekannt iſt, daß die bewegende Kraft wachſen muß, wie der Durchmeſſer des Rades kleiner wird; ſo muß ein ander Mittel gefunden werden, damit man die bewegende Kraft oder das Waſſer dennoch ſparen möge, und dieſes beſtehet in einer deſto gröſeren Breite des Rades, in einer ſorgfältigen Anlegung der Schaufeln, und einem groſen oder hohen Gefälle des Waſſers.

Viel-

Vielleicht könnte man einwenden, wo Waſſer genug wäre, da brauchte mans nicht zu ſparen; allein ſehr oft, beſonders bei groſer Dürre, ſind auch die ſtärkſten Bäche klein, auch iſt es natürlicher, wenn man in allen mechaniſchen Künſten, ſo viel möglich iſt, durch eine kleinere Kraft dasjenige auszurichten vermag, was ſonſten eine gröſere erfordern würde.

Dieſes geſchieht nun, wie oben gemeldet worden, durch drei Mittel, deren eins dem andern hilft; die gröſere Breite des Rades verurſacht, daß ein breiterer Waſſerſtrahl, mithin eine gröſere Maſſe unter eben der Höhe des Gefälles, auf das Rad wirken kann. Die Stellung der Schaufeln muß ſo beſchaffen ſeyn, daß das Waſſer, unter einem ſehr ſpizigen Winkel dagegen anſtöſt, damit die Zurückprellung auf den Boden

der Schaufel oder gegen die Felgen des Rades falle; geſchieht das aber nicht, ſtöſt das Waſſer gerad gegen die Schaufeln an, ſo ſpringt es heraus, die Schaufeln behalten kein Waſſer, folglich auch keine niederdrückende Kraft.

Weſentlich iſt endlich auch ein hohes Gefäll. Wenn z. B. die Höhe des Waſſers im Weiher, vor dem Schuzbrette, welches das Waſſer auf das Rad läſt, ſieben bis acht Schuh hat, wie ſolches denn gewöhnlich an den Bergiſchen Reckhämmern bei vollem Waſſer iſt, und das Rad noch ein Schuh tiefer liegt, als der Boden des Schuzbrettes, ſo wird die Rinne, welche das Waſſer auf das Rad leitet, ganz ſchief werden, wodurch die Geſchwindigkeit des Waſſerſtrahles ſehr vermehret wird. Jezt ziehe man das Schuzbrett nur zween Zoll breit

auf, ſo wird die ganze Waſſermaſſe des Weihers, welche ſieben bis acht Schuh hoch ſteht, gegen dieſe Oefnung drucken, und der zween Zoll dicke, und bei drittehalb Schuh breite Waſſerſtrahl ſtürmt mit erſchrecklicher Gewalt die Rinne herab aufs Rad, und jagt es viel geſchwinder herum, als ein dreimal ſo dicker Waſſerſtrahl, der blos durch ſein eigen Gewicht heraus aufs Rad flieſt.

Die Hammerwelle, oder wie man ſie handwerksmäſig nennt: die Reckaxe, iſt ein eichener Kloz, welcher etwa 15 Schuh lang, und da, wo die Kammen (Deuern) welche den Hammer bewegen, darin ſtecken, zwiſchen 4 bis 5 Schuh im Durchmeſſer dick iſt. An dieſem Orte wird ſie ganz rund abgedreht, und mit zween ſehr ſtarken eiſernen Bänden umgeben, welche

ſo

ſo vielen Raum zwiſchen ſich laſſen, daß die Deuern da eingekeult werden können; einer kommt immer einen Schuh weit von dem andern, folglich in dem ganzen Umfange ſtehen ihrer 12 bis 15; ſie ſind von Eiſen gemacht, geſtählt und gehärtet, ſtehen eine Fauſt dick an der Axe hervor, und gehen bei dreiviertel Schuh als Nägel ins Holz hinein, und zwar nicht gerad gegen den Mittelpunkt zu, weil das Holz zu viel dadurch leiden würde, ſondern ſchief aufwärts; in dieſer Richtung werden ſie durch Keule befeſtiget. Wenn das Holz an einer ſolchen Reckaxe durch und durch recht geſund iſt, ſo kann dieſe, wenn ſie wohl verwahrt und überall mit eiſernen Reifen wohl gebunden wird, 50 bis 80 Jahre durchlaufen.

Vor dieſer Welle liegt ein ſchwerer Block in die Erde verſenket, die Grundſäule ge-

nannt. Darauf ſtehen vier ſtarke Pfoſten in einer Linie, doch etwas von einander entfernt, mit der Welle parallel, und kaum einen Schuh weit von derſelben entfernt. Zwiſchen den mittelſten beiden Säulen bewegt ſich der Hammer in einer Hülſe, die an beiden Säulen in gehärteten eiſernen Müttern eingelenkt iſt. In dieſer Hülſe iſt der Maybuchene Hammerhälm feſtgekeult, ſo daß ein Drittel von ſeiner Länge hinterwärts bis eben vorn unter die Axe ſteht, und von den Deuern angeſtoſſen werden kann. Hier iſt der Hälm mit einem wohlgeſtählten eiſernen viereckigten Ringe umgeben, auf welchen die Deuern anſtoſen, unten im Boden aber liegt ein Kloz in der Erde, und auf demſelben ein eiſerner ebenfalls geſtählter Würfel, bei dreiviertel Fuß dick, der Stöſer genannt. So oft der

Deu-

Deuer den Halm niederſtößt, fährt er mit dem Ring auf den Stöſer, preſſt aber wieder zurück, und wird von neuem vom zweiten Deuer niedergeſtoſen, u. ſ. f. Die Entfernung aber des Ringes vom Deuer, und des Stöſers vom Ringe muß ungemein genau beſtimmt werden; liegt der Stöſer zu tief, ſo fährt vorn der Hammer deſto höher auf, der Deuer übereilt ihn alſo, ehe er auf den Ambos kommt, daher iſt am beſten, wenn der Stöſer ſo nah unter dem Ringe liegt, daß der Deuer räumlich und ohne Klemmung wegfahren kann; denn der Hammer braucht nicht hoch zu ſpringen, weil man nie dicke Stücke darunter ſchmiedet, und ſollte der Schlag nicht ſtark genug ſeyn, ſo kann man einen etwas ſchwerern Hammer nehmen, bis ſich der Stöſer ein wenig geſenkt hat.

Der Hammerhälm mag gegen ſieben Schuh lang ſeyn. Er liegt nicht ganz waſſerpaß, wenn der Hammer auf dem Ambos ruht, ſondern er ſteigt vorn etwas in die Höhe. Der Hammer ſelber beſteht aus einem groſen Auge, in welches der Hälm befeſtigt iſt, und unten aus ein wenig wohl geſtähltem Eiſen, mit einer, einen halben Fus langen und dreiviertel Zoll breiten Bahne, welche der Richtung des Hälmes gemäs, und nicht überquer läuft. Der Ambos ſteht in einem Stocke, und hat eben eine ſolche Bahne wie der Hammer. Neben dem Hammer inwärts ſizt der Meiſter auf einem Stuhle und ſchmiedet das Eiſen, neben ihm hängt eine hölzerne Stange, mit welcher er nach Belieben viel oder wenig Waſſer auf das Rad laſſen, und alſo den Grad der Geſchwindigkeit des Hammers beſtimmen kann.

An

An der rechten Wand, etwa gegen die Mitte, ſteht der, ſamt dem Schornſteine bis durchs Dach hinaus gemauerte Heerd. Er iſt von einer Schmied-Eſſe blos der Gröſe nach, ſonſt in nichts, verſchieden. Das Feuer wird durch zween Blasbälge regiert, welche gegen dem Heerd liegen, und von einer beſondern Welle, nebſt ihrem Waſſerrade auf gewöhnliche Weiſe getrieben werden.

An der gegenüber ſtehenden linken Wand des Gebäudes iſt vorwärts neben der Thüre ein Kämmergen angebracht, in welchem die Reckſchmiede ſpeiſen. Hinter demſelben iſt das Steinkohlenmagazin, mitten im Gebäude dem Heerde gegen über, an der Wand des Stübgens ſteht ein Stock mit dem Richt-Ambos. Vorn mitten in der Gibelwand iſt die Thür, inwärts vor derſelben hängt die Eiſenwage, auf welcher das

rohe Staabeiſen ſo wohl, als auch die verfertigte Waare richtig abgewogen wird. Dieſes iſt die genaue Beſchreibung eines Bergiſchen Reckhammers, ſie ſind alle auf dieſe Art eingerichtet, und wenigſtens im Weſentlichen gar nicht verſchieden.

Auf die Beſchreibung der Werkzeuge ſoll nun eine beſtimmte Nachricht von Verfertigung der Waaren folgen. Der Zweck des Reckſchmiedes iſt nicht, die Subſtanz des Eiſens durch fernere Scheidung des glaſigten Stoffes vom Metalle ſelber zu reinigen, ſondern ihm nur die gehörige Form zu geben. Hierzu wird nur erfordert, daß man es weich mache, um es durch die Schläge des Hammers deſto leichter umbilden zu können, und dieſen Zweck erreicht man, wenn man es glüend macht. Dies kann aber in jedem Feuer geſchehen; das be-

ſte iſt, welches mit den geringſten Koſten, ohne am Eiſen zu zehren, in der kürzeſten Zeit das Eiſen glüend macht.

Die Holzkohlen ſind immer die bequemſte Feuernahrung zu metalliſchen Arbeiten, ſie enthalten keine fremde Theile, die aufs Metall ſchädlich wirken, der Reckſchmied würde ſie gewiß brauchen können. Da er aber das Eiſen nicht zu ſchmelzen, ſondern nur zu glüen braucht, ſo kann er ſich auch der Steinkohlen, aber nur vermittelſt gewiſſer Handgriffe bedienen.

Die Steinkohlen erfordern ein ſehr ſtarkes Gebläſe, aber dann geben ſie auch eine vorzüglich heftige und ſchnelle Hize. Das Hauptſächlichſte was ihnen fehlt, iſt: daß ſie dem Metalle das Phlogiſton nicht ſo häufig geben, als die Holzkohlen, und wenn ſie unmittelbar das Eiſen berühren,

ſo zehren ſie an demſelben, ſo daß ſeine Maſſe zuſehens abnimmt. Dieſes muß von einer mineraliſch ſchweflichten Urſache herrühren: denn es iſt bekannt, daß der Schwefel im Brennen das Eiſen auflöſt, und der Dampf der Steinkohlen beweiſt ſchon, daß derſelbe würklich in dieſer Materie zugegen ſei.

Auf dieſen Grundſäzen beruht nun die Kunſt des Reckſchmiedes, das Feuer zu regieren. Die Holzkohlen kann er nicht brauchen, weil ſie dort zu rar und zu theuer ſind. Hingegen brechen die Steinkohlen in der Grafſchaft Mark, an der Bergiſchen Gränze ſo häufig, daß ſie dem ganzen Bergiſchen Lande zum wohlfeilern Küchen- und Ofenfeuer dienen, als das Holz. Daher hat man ſich auch bemüht, Handgriffe zu entdecken, wie ſie bei den Eiſenfabriken eben ſo nüz-

lich, als die Holzkohlen, benuzt werden können, und dieſes iſt gelungen.

Die Steinkohlen haben eine thonigte oder lettigte Natur, wenn ſie daher ins Feuer kommen, und zugleich mit Waſſer benezt werden, ſo backen ſie zuſammen, und bilden ein Gewölb, und da inwendig das Feuer die Kohlen verzehrt, ſo wird dieſes Gewölb inwendig hohl, zugleich aber hält die äuſſere Kruſt die Hize zurück, daß ſie nicht leicht verdunſtet; oder ſie hält die Luſt ab, daß ſie die Glut nicht abkühlen kann. In dieſem glüenden Gewölbe liegen nun die Stücke Eiſen ſo neben einander, daß das Gebläſe unter ihnen her geht, mithin ſie der Wind nicht kühlt, zugleich aber auch keine Kohlen auf ihnen liegen, und daran zehren können; das Eiſen wird alſo glüend, indem es zwar von der Glut, aber

kei=

keinesweges von den Kohlen berühret wird. So lang das Eiſen noch nicht glüet, oder weich wird, ſchadet es ihm nicht, wenn es ſchon von den glüenden Steinkohlen berührt wird; ſo bald es aber (nach der Kunſtſprache) wellt, oder weißglüend beginnt zu werden, ſo darf es keine Kohle mehr berühren.

Der Reckſchmied alſo legt die kalte Stücke Eiſen neben und auf einander ins Feuer, und zwar an dem Orte, wo ſie glüend werden ſollen, umgiebt ſie alsdann mit wohlbenezten Steinkohlen in hinlänglicher Menge. So wie nun inwendig die Kohlen verbrennen, und eine Höhlung entſteht, ſo wird auch das Eiſen glüend, ſo lange darf er auch das Gewölb nicht zerſtören; wenn aber kalt Eiſen hinein kommt, ſo mag ers zuſammen ſchlagen, und neue Kohlen zu-

wer-

werfen; vorher aber, wenn er ſieht, daß das Gewölb durchbrennen will, ſo ſchürt er Kohlen darüber her, und beſprengt alles wohl mit Waſſer. Dieſe Beobachtung des Heerds erfordert einen eigenen Schmiedknecht, der im Range der zweite iſt.

Der Meiſter, oder der eigentliche Reckſchmied arbeitet unter dem Hammer, er bleibt beſtändig auf ſeinem Stuhle ſizen, und der Heerdknecht bringt ihm das glüende Eiſen zu, welches er alsdann unter dem Hammer zu der Waare ausreckt, die er nach dem Befehle ſeines Herrn, des Fabrikanten machen ſoll. Die Faßbände werden folgender Geſtalt gemacht; man reckt das Eiſen zu einem viereckigten Stabe, welcher ſo breit iſt, als der Band werden ſoll; wenn dieſer Stab fertig iſt, ſo zieht man das Schuzbrett ganz auf, und läſt den Hammer

mer ſo ſtark laufen, als möglich iſt, indem das geſchieht, fängt man am äuſſerſten Ende des Stücks Eiſen an, ſchiebts immer ſo unter dem Hammer allmählig hin, ſo daß ein Schlag an den andern kommt, bis der Band lang genug iſt, alsdann haut man ihn mit einem Meiſel ab. Wenn der Reckhammer recht ſtark lauft, ſo thut er in einer Sekunde 10 Schläge, da aber zu jedem dieſer Schläge ein Stos des Deuers auf den Ring, und ein Stos des Ringes auf den Stöſer gehört, ſo folgt, daß 30 harte ins Ohr prellende Schläge in einer Sekunde geſchehen müſſen, welches eine faſt unbeſchreibliche Geſchwindigkeit und eine Luſt anzuſehen iſt.

Das viereckigte und achteckigte Eiſen wird ordentlich unter dem Hammer geſchmiedet und ganz glatt geſchlagen. Das

achteckigte ſchmiedet man erſt viereckigt, und läſt alsdann über die vier Ecken den Hammer laufen; ſie wiſſen aber dieſe Ruthen ſo glatt zu machen, als wenn ſie gehobelt wären.

Das runde Eiſen wird alſo gemacht: der Hammer hat vorn in den Bahn einen halb zirkelrunden Einſchnitt, der andre halbe Zirkel iſt im Ambos, und beide treffen aufs genaueſte im Schlagen zuſammen. Für jede Gröſe des runden Eiſens hat man eine beſondere Form, welche man in Hammer und Ambos einſchieben und einkeulen kann. Das Eiſen wird alsdann hinten unter dem Hammer viereckigt gereckt, und alsdann im geſchwindeſten Laufe des Hammers; durch die Form gezogen.

Alle dieſe Waaren, Bände, viereckigte und runde Stäbe ſind noch krumm, wenn

ſie vom Hammer kommen; daher iſt der dritte und unterſte Schmiedknecht damit beſchäftiget, dieſelben auf dem Richt-Amboſe mitten im Gebäude, mit einem Hammer, aus der Hand, gerad zu klopfen; dieſe Arbeit heiſt richten, und damit iſt die Waare fertig. Sie wird nun gewogen und zum Wegſchicken hingeſtellt.

Die gröbſten Bände ſind die geſchwindeſte Arbeit, man kann 4 Karren Stabeiſen oder 4000 Pfund, in 6 Tägen verſchmieden, und man erhält 3500 Pfund ſolcher Bände wieder: denn das Eiſen verliert in dieſer Arbeit etwa den 8ten Theil. Zur feinen Waare braucht man in 6 Tagen 3 Karren, und hier verliert das Eiſen etwas mehr.

Alle dieſe Waaren werden zum Schiffbaue und zur Schiffahrt verbraucht, und auf

der

der Achſe bis Köln, von da aber zu Schiffe bis Holland verſendet. Wenn man die Sache aufs geringſte berechnet, ſo verthut ein fleiſiger Hammer jährlich 120000 Pfund Eiſen oder 120 Karren, jede Karre koſtet etwa 32 Reichsthaler; Kohlen, Schmiedlohn und Unkoſten dazu gerechnet, ſo beträgt der ganze Aufwand 4000 Reichsthaler; die Handlung wirft gemeiniglich 10 Procent Nuzen aus, mithin verdient ein Hammer im Jahre 400 Reichsthaler. Da nun ein rechtſchaffener Fabrikant 4 bis 5 Hämmer hat, und dabei ſchöne Landwirthſchaft treibt, ſo läßt ſich leicht vermuthen, daß ſolche Leute aus der Maſen reich werden müſſen. Nimmt man nun alle 45 Hämmer beiſammen und überſchaut das ganze Gewerb in einer Strecke von 5 Stunden, bedenkt, daß dieſe 45 Hämmer jährlich 180000 Reichstha-

ler in dieſem kleinen Bezirk umtreiben, und 18000 Rthlr. bleibenden Gewinn dahin ſchaffen, welcher da herum circulirt, ſo muß man erſtlich den ſeeligen Clarenbach ſegnen, der das Ding zuerſt ſchuf, dann aufſchauen zu Vater Karl Theodors Thron, der dieſe Fabrike wie ein Schoskind hegt und pflegt, und endlich läßt man Thron und Scepter zurück, und ſchwingt ſich zum Allvater empor, der uns Karl Theodor gab, der dem Bergiſchen Lande einen Clarenbach gab, der uns ein ſolches Landes-vaters-Feſt wie das heutige giebt; und dann ſinkt der Patriot, der warme Menſchenfreund in Staub, und erfleht ſich ſolcher Tage, wie der heutige, noch viele, erfleht ſich Fürſten, die ihm genugſamen Stof geben, um an Ihren Feſten ſolche Reden, wie dieſe, mit Wahrheit halten zu können.

Verſuche
über
die beſte Art der Anpflanzung,
um
ausländiſche Bäume an unſern Himmelsſtrich anzugewöhnen.

von
F. K. Medikus.

Die Angewöhnung ausländiſcher Bäume und Sträucher an unſern Himmelsſtrich iſt ſeit 20 bis 30 Jahren ein Gegenſtand der deutſchen Gärtnerei geworden, und täglich wird die Liebhaberei hierzu unter uns gröſer. Bei allem dem klagen vernünftige Männer, daß die meiſten dieſer Verſuche blos Tändeleien wären, da gar viele von

dieſen an unſern Himmelsſtrich anzugewöh- nenden Bäumen und Sträuchern einige Jahre zwar ſchnell und zum bewundern da- hin wüchſen; alle dieſe Freude aber durch einen einzigen kalten Winter ſo zernichtet würde, daß man oft von dieſen Neulingen keine Spur mehr in ſeinen Gärten vorfän- de. Sie weiſſagen, und das nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß all dieſe Begierde, ausländiſche Bäume bei uns einheimiſch zu machen, bald wieder aufhören werde, wenn dieſe Mode durch eine andere würde ver- drängt ſeyn, und daß alsdann Deutſchland abermals einen groſen Verluſt an ausge- wandertem baarem Gelde, an Unkoſten, die di Gärtnerei verurſacht, und an Zeit und Raum würde erlitten haben.

Seit 1772 ſind auch in dem hieſigen kur- fürſtlichen Garten Verſuche angeſtellet wor-

den,

den, und da ich ſah, daß würklich allerlei Unglücksfälle ſich dabei ereignen: ſo war mein ſtetes Beſtreben, Mittel zu erdenken, uns dieſe neu eingeführten Bäume auch für die Zukunft ſichern zu können. Meine Verſuche habe ich in den Jahrgängen 1774 und 1776 unſerer Bemerkungen bekannt gemacht, und dieſe bezeugen, daß mir noch viele Stämme fehlen, welche man anderwärts ſchon als ziemlich angewöhnt angeprieſen, z. B. Magnolien ꝛc. ꝛc. Die Urſache war, weil ich würklich Bedenken trug, durch Ankaufung dieſer Stämme ſo ſchweres Geld nach Frankreich, Holland oder Engelland zu verſenden, ehe ich vernünftiger Weiſe voraus ſehen konnte, daß ein ſolcher Stamm auch würklich in dem hieſigen Garten in allen künftigen Zeiten ausdauern werde. Ich machte daher auſer den

durch den Druck bekannt gemachten Erfahrungen, noch eine Menge anderer, und opferte hierzu Stauden oder Bäume aus den Gewächshäuſern auf, die ich theils mehrmals hatte, oder doch leicht durch Samen wieder anziehen konnte. Und durch alle dieſe viele, theils glückliche, theils unglückliche Verſuche bin ich endlich meinem Zwecke näher gekommen, nämlich die Urſache zu ergründen, warum ſo viele Verſuche gegen alle Erwartung oft fehl ſchlagen; warum ein Baum, der ſchon viele Jahre ausgedauert, unvermuthet der Raub eines kalten Winters werde, und warum in einem Garten oft ein Baum herrlich ausdauert, da er hingegen in den andern alle Winter verfrieret. Dieſe Erfahrungen haben mir endlich den Weg gezeiget, wie man dieſe Bäume pflanzen müſſe, damit ſie allen dieſen

ſen Widerwärtigkeiten beſſer widerſtehen können, und ich ſchmeichle mir, daß Deutſchland dieſe meine Erfahrungen wohl aufnehmen, prüfen, erweitern, und zu ihrer gänzlichen Vollkommenheit hinan führen werde.

Die Haupturſache der bisher ſo oft mißlungenen Verſuche liegt vorzüglich in der Verzagtheit, womit man ſelbige angeſtellt. Auſer verſchiedenen nordamerikaniſchen Bäumen, von deren Vermögen, auszudauern, man ſchon überzeugt war, und deren Samen man daher auf der Stelle ausſäete, wo die Bäume ſtehen bleiben ſollten, war man gewöhnt, oder vielmehr genöthiget, den Samen in lange Kübel auszuſäen, die Bäume hernach zu Erſparung des Raumes ſo lang in Scherben zu verſezen, ſie in denſelben einige Jahre den ganzen Frühling, Sommer und Herbſt in der freien Luft

ſtehen zu laſſen, die kalten Wintermonate aber in Schuz zu bringen, bis ſie erſtarket waren, worauf man ſie dann im Frühlinge aus den Scherben in das freie Feld verſezte, und ſie dann fortwachſen ließ. In dieſer Art ihrer Anpflanzung liegt der Grund des ganzen Verderbens, indem der Baum gleich eine ſolche Richtung in ſeiner erſten Jugend bekam, daß er hernach ſich nicht mehr hinlänglich bewurzeln konnte. Ich will dieſe Fehler hier kürzlich anzeigen.

1. Bei jedem Baume iſt die Pfalwurzel das vorzüglichſte, womit er gerade in die Tiefe hineindringen, ſich dort ausbreiten, Nahrung für ſeinen Stamm, und Schuz vor der Winterkälte ſuchen muß. Dieſe Pfalwurzel wird nun durch das Ausſäen in Kübel und Verſezen in Scherben nicht allein in ihrem Wachsthume gehindert, ſondern

was das allerſchlimmſte iſt, ſie bekommt eine ganze falſche Richtung, und ſtatt ſenkelrecht in die Tiefe der Erde zu dringen, iſt ſie auf dem Boden der Scherbe, oder des Kübels genöthiget, einen wagrechten Lauf zu nehmen. Ja ſie ſteigt von da öfters wieder in die Höhe, dann wieder herunter, lauft kreisförmig, und hat ſolche widernatürliche Beigungen, die man ſich gar nicht vorſtellen kann, bis man eine ſolche Wurzel von ihrem Grunde ganz entblöſet, in flieſendem Waſſer rein abſpühlet, und dann den widernatürlichen Wuchs betrachtet, den ihr die Scherbe zugezogen. Da nun ein ſolcher in Scherben gepflanzter Baum mehrere pfalähnliche Wurzeln bekömmt, ſo durchkreuzen ſich dieſe Wurzeln dermaſen, daß eine die andere im Wachsthume hindert, und ſie ſich oft einander

durchſchlingen. Wenn nun nach Verlaufe von drei oder vier Jahren ein ſolcher in Scherben, oder kleinen Kübeln gepflanzter Baum in die freie Luft kömmt: ſo können ſeine Wurzeln nicht mehr ſenkrecht in die Erde dringen, ſondern ſie kriechen wagrecht in der Oberfläche der Erde herum, kommen öfters zu Tage wieder heraus, und wenn auch ein oder die andere die natürliche Richtung wieder annimmt, und in die Tiefe der Erde hineindringt, ſo verhindert ſie der in der Scherbe ſchon angeſezte Wurzelkopf, daß ſie nicht ihre hinlängliche Stärke erlangen können, um ſo mehr, da die wagrechten durch den beſſeren Grund, den ſie an der Oberfläche der Erde finden, in ihrem Wachsthume viel ſchneller ſind, und nach und nach die ſenkrechten ganz verdrängen. Ein ſolcher Baum iſt zweierlei Unglücksfäl-

len,

len, denen er beinah nicht entgehen kann, ausgeſezet. Nämlich 1) iſt der Wurzelkopf ſchon bereits in der Scherbe ſo verwirrt verwachſen, daß ſich die Wurzeln nicht mehr auseinander finden können, und in dieſem Falle wächſt ein Baum ſo lang fort, bis bei dem dick werden der Wurzeln eine die andere verſticket, und das Aufſteigen des Nahrungsſaftes unmöglich gemacht wird. Ein ſolcher Baum fängt dann an, ohne daß man die Urſache errathen kann, zu kränkeln, und ſtirbt manchmal ſchon in dem Auguſt ab: wo nicht, ſo kann man gewiß darauf rechnen, daß der nächſte auch gelindeſte Winter ihn töden werde. 2) Iſt aber zum Glücke dieſer Wurzelkopf nicht ſo verſchlungen verwachſen, ſo dringen die meiſten Wurzeln wagrecht in die Oberfläche der Erde. Ein ſolcher Baum hat dann freilich ei-

nen bewundernswürdigen ſchnellen Wuchs; aber da dieſe Wurzeln nicht vor der Kälte genug geſichert ſind: ſo kann ein ſchärferer Winter dieſe in der Oberfläche herumkriechenden Hauptwurzeln ergreifen, und ſie zu einer Zeit töden, wo man gar nicht mehr daran denkt, daß unſre Winter einem ſchon lange Jahre ausgedauerten Baume was anhaben könnten.

Dies iſt nun die Folge von Bäumen, die ſchon mehr unſerm Himmelsſtriche ſich nähern, denen unſer Boden, unſere Luft mit allen ihren mancherlei Abänderungen nicht ſo ſehr zu wider ſind. Viel wichtiger ſind die Folgen bei Bäumen und Stauden, die eines wärmeren Himmelsſtriches gleichſam bedörfen, und die erſt nach und nach auf eine rauhere Gegend herabgeſtimmt werden müſſen, um auch bei uns ausdau-

ren zu können. Bei dieſen ſind bisher die meiſten Verſuche mißlungen, ſo, daß man die Hofnung zu ihnen aufgegeben, und Otto v. Münchhauſen hat ſie meiſt nur in ſein Verzeichniß gebracht, um ſie als zu zärtlich anzuzeigen, und deutſche Verſucher dafür zu warnen. Denn wenn die Gewächſe einige Jahre in Scherben ſtehen, wird den Hauptwurzeln das Vermögen geſchwächt, an ihrem äuſerſten Ende fortzuwachſen. Sie ſind daran wie abgeſtorben, welches man vorzüglich an den zärtlichen Stauden beobachtet, denen der gute Grund, vorzüglich die Wärme ihres Himmelsſtriches fehlet, um an dieſen wichtigen Theilen wieder erwecket, und in neues Leben verſezet zu werden. Die Hauptwurzeln ſtehen daher in ihrem Wachsthume ganz ſtille, die Staude muß den folgenden Winter bei aller

ler Bedeckung zu Grunde gehen, und wenn man alsdann die abgeſtorbenen aus der Erde heraus zieht: ſo ſind die Hauptwurzeln noch eben ſo, wie man ſie hineingeſezet. Wie iſt es möglich, daß ſo eine Staude, oder Baum an unſern Himmelsſtrich ſich angewöhnen, von ſeiner Zärtlichkeit was verlieren, und mit unſerm rauhern Himmelsſtriche vorlieb nehmen könne, der mit ſo ungünſtigen und kränklichen Zufällen der Erde anvertrauet wird. Der Baum muß dann zu Grunde gehen; nicht, weil keine Möglichkeit da iſt, ihn an ein rauheres Clima anzugewöhnen, ſondern weil die Wurzeln ſo herabgekommen waren, daß ſie ohne künſtliche Wärme, die ihnen nun allerdings fehlet, nicht mehr zu neuem Leben, zu neuer Thätigkeit konnten erwecket werden.

2. Der zweite Fehler, den ein Baum oder Staude durch dieſe erſtere Erziehung in Scherben oder Kübeln überkömmt, ſind die überhand genommenen kleinen zaſerigten Wurzeln, die die Hauptwurzeln hindern, im Wachsthume voran zu fahren, ſelbſt wann die oben angezeigten Fehler die Pfalwurzeln nicht überfallen haben. Es iſt unglaublich, welche Peſt dieſe kleine zaſerigten Wurzeln jedem Baume ſind. Sie nehmen den Hauptwurzeln das Vermögen zu wachſen, indem ſie rechts und links, auch unter ſich alle Kraft der Erde einſaugen, und wie wahre Räuber den ächten Wurzeln nichts überlaſſen. Sie mergeln den Boden aus, nehmen nicht allein alle Fettigkeit, ſondern auch alle Feuchtigkeit hinweg, und die Hauptwurzeln ſtecken dann in dem magern und dürren Boden, und können gar

nicht

nicht gedeihen. Dem Baume ſelbſt ſiehet man dieſes nun im Anfange nicht an, im Gegentheile er wächſt durch dieſe Nebenwurzeln ſo ſtark, daß oft dem Gartenkünſtler ein ſolcher ſchneller Wuchs unbegreiflich iſt: ja dieſe zaſerigte Wurzeln erwachſen zu Zeiten zu einer ziemlichen Stärke. Aber in der Folge kommen ihre ſchädlichen Würkungen. 1) Können ſie mit zunehmenden Jahren den Baum nach Verhältnis ſeiner Gröſe nicht mit Nahrungsſaft verſorgen; der Baum ſteht ſtill, und ſtirbt früh ab. 2) Die Wurzeln kriechen zu viel in der Oberfläche der Erde herum, ſind zu dünne, und ein kalter Winter tödet ſie nebſt dem Baume. 3) Sie können dem nun herangewachſenen Baume nebſt ſeiner prächtigen Krone keine Stüze verſchaffen; jeder ſtarke Wind reißt ſie um, oder erſchüttert ſie

doch

doch ſo, daß die Wurzeln oft von Grunde entblöſet ſind. Ein ſolcher Wind im Winter rüttelt den Baum los, und eröfnet die Erde, daß die Kälte juſt längs den Wurzeln tiefer in die Erde eindringt, ſie mächtiger ergreifet, und töden muß. Eine Kälte, die ihnen nichts würde geſchadet haben, wenn der lockere Stand des Baumes die Erde nicht zur ungelegenſten Zeit würde eröfnet haben.

Dieſe Fehler in den Wurzeln war bisher die wahre Urſache des zweideutigen Erfolges in der Angewöhnung ausländiſcher Bäume, auch des Unglückes, das ſo manchen würdigen Verſucher masleidig gemacht, oder gar abgeſchrecket hat. Hierher kam es, daß ein Baum in der einen Gegend herrlich ausdauerte, in vielen andern mißlung; denn wenn jener glücklicher Weiſe alle die-

ſe Zufälle überwand, und ſich in ſeinen Hauptwurzeln recht ſtellte; ſo konnte er freilich Winter und Beſchwerlichkeiten aus-dauern, die leztern zu Grunde gerichtet. Und deswegen ſind die durch den Druck be-kannt gemachten Verſuche ſich ſo widerſpre-chend, und deswegen weiß Deutſchland noch nicht, was denn endlich der wahre Er-folg aller dieſer Bemühungen ſeyn werde. Wahrſcheinlich mag hier und da ein Gärt-ner dieſen Uebeln vorgebeugt haben. Aber eines Theils iſt die Summe geſchickter Gärt-ner ſehr klein; andern Theils ſind die mei-ſten Verſucher Gelehrte geweſen, die über ſolche Kleinigkeiten hinausgeſchauet, oder denen es gar nicht einfiel, daß ſo eine Hin-dernis ihre Bemühungen ſtören könne. We-nigſtens bei der groſen Aufmerkſamkeit auf Gärtnerei iſt es mir nicht eingefallen, bei

den

den Wurzeln den Grund des Uebels zu ſuchen, bis ich endlich durch vielerlei Unglücksfälle, und durch genaue Beſichtigung der Unglücksfälle dieſe Fehler entdeckt, und auf ihre Hinwegräumung ernſtlich nachgedacht habe.

Die erſten Bäume und Stauden erhielt ich durch die gütige Vermittelung des Carlsruhiſchen Oberhofgärtners Miller im Herbſte 1771. Viel zu verzagt, dieſe jungen noch zarten Gewächſe gleich dem kalten Winter in der freien Erde blos zu ſtellen, überwinterte ich ſie in dem Orangeriehauſe in Scherben, und erſt im Frühlinge verſezte ich ſie ins Freie. Es war mir unbegreiflich, warum einige dieſer Bäume vor und nach zu Grunde giengen, um ſo mehr, da es meiſt ſolche waren, an deren glücklichem Aufkommen beinah nicht zu zweifeln war.

Unter andern hatte ich daher eine Gleditſia triacanthos erhalten, die alle Jahr bald mehr bald weniger litte. Etliche Jahre hernach erhielt ich Saamen von einem ſolchen Baume, den ich in die freie Erde geſteckct. Die daraus aufgegangenen Stämme wuchſen, nachdem ich ſie die erſteren Winter durchs Einbinden ein wenig verwahrt hatte, auſſerortentlich ſchnell, und litten nachher nie den mindeſten Nachtheil, während der Zeit der Karlsruher Stamm immer beſchädigt ward. Dies Jahr haben dieſe junge Stämme häufig Saamen gezeitiget, während der erſtere immer den ganzen Sommer nöthig hatte, um ſich von ſeinen Winter-Unglücksfällen wohl zu erhohlen. Und da mir jezt die Urſache dieſer Unglücksfälle bekannt war, ſo wollte ich ſie auch bei dieſem Baume prüfen. Ich lies

im

im September 1780 die Wurzeln aufräu-men, und da fand ich gleich eine dicke Wur-zel, die in einer Tiefe von anderthalb Schuh wagerecht fortlief. Ich ließ dieſe Wurzel gleich abhauen, auf einmal fiel der groſe Baum auf die andere Seite nieder, und als ich auch da aufräumen lies, fand ich eine andere, der erſtern gleichlaufende Wur-zel. Nachdem dieſe abgehauen war, konn-te ich den Stamm genau betrachten. Da, wo die Pfalwurzel heraus kommen ſollte, war er ganz flach wie eine Hand, und au-ſer den beiden wagrechten Wurzeln hatte er keine. Ungeacht ihrer Dicke waren ſie aber der Kälte zu viel blos geſtellt, und daher litten ſie alle Winter Schaden. Hier war alſo der Nachtheil ſichtbar, den der Baum auf Zeitlebens durch Ueberwinterung weniger Monate in Scherben gelitten. Die Haupt-

wurzeln hatten da eine falſche Richtung erhalten, und nun muſte er alle Winter dafür büſſen. Hätte ich nur den einen im Garten gehabt, wie es denn bei groſen Bäumen beinah nicht anders möglich iſt: ſo wäre ich vielleicht auf die Gedanken gerathen, die Gleditſia ſei gleichwohl zu zärtlich für unſere Gegend; und doch ruhete die ganze Schuld allein auf der falſchen Richtung der Hauptwurzeln.

Bei einer ſolchen Richtung der Hauptwurzeln leiden aber die Bäume nicht allein im Winter. Es giebt andere, denen die Sommerhize noch mehr ſchadet. Bekanntlich war der Sommer 1779, vorzüglich der von 1780 heiß und trocken. Der Eleagnus anguſtifolia, und Eleag. ſpinoſa und Bignonia catalpa fiengen im Sommer 1779 an, auf einmal ihre Blätter zum Theil abzuwer-

werfen. Ich ſann auf allerhand Urſachen nach, konnte es aber nicht begreifen. Dieſen Sommer 1780 warfen ſie noch heftiger ab, ja die da ſtehenden prächtige Blumenſträucher der Katalpe konnten nicht einmal aufblühen, und die ganze Krone des Baumes drohete abzuſterben. Da ich nun mit den Fehlern der Wurzel bekannt war, ließ ich aufräumen. Auf einmal ſtand der Baum locker; die Hauptwurzeln deſſelben liefen nur in der Oberfläche der Erde herum, hatten den Boden ſo ausgeſaugt und ausgetrocknet, daß er ſtäubte, und nun brandte die Sonne die ſo flach liegenden Wurzeln dermaſen, daß der Baum abzudorren genöthiget war. Ich ließ ſoglich den Boden tüchtig anfeuchten, ſezte ins Gevierte einen Schuh hohen Haufen Grund darum. Auf einmal fieng der blätterloſe Baum wieder an, in

Trieb zu kommen, und ſich gänzlich zu belauben. Dem Eleagnus anguſtifolia ließ ich die ganze Krone abwerfen, die flachen Hauptwurzeln bis auf eine abhauen, unter ihm tief aufräumen, und die Vertiefung mit gutem Grunde ausfüllen. Dadurch wollte ich dem Baume neue Wurzeln heraus locken, die, wenn der Verſuch geräth, gewiß ihre ächte Richtung annehmen werden. In wie weit dieſer Verſuch zu Glück ſchlagen werde, wird die Zeit lehren. Den Eleagnus ſpinoſa ließ ich zum Vergliche mit beiden ganz in Ruhe ſtehen.

Dieſe Fehler der Wurzel entdeckte ich zuerſt durch einige Roßkaſtanienbäume, die ich wegen meinen bekannten Verſuchen in Scherben hatte ſezen, und mit Fleiß behandeln laſſen, um ſie in den Scherben einzuäugeln. Da aber dieſe Einäugelung im

er-

erſten und zweiten Sommer mißrieth, ließ ich ſie das Frühjahr ins Freie ſezen. Aber wie verwundert war ich, als der folgende Winter ſie ſämmtlich tödete. Nun ließ ich die Wurzeln ausgraben, und da fand ich zu meiner gröſten Verwunderung ſie ſämmtlich nach dem engen Raume der Scherbe wunderbar in einander verſchlungen und verwachſen, und nun begrif ich, warum ſie in dieſer Lage hatten verfrieren müſſen. Da ich nachher alle meine mißrathene Verſuche auf dieſe Art prüfte, fand ich immer, daß die Wurzeln nach dem Modelle der Scherbe geformt waren, und daß es ihnen unmöglich geweſen, neue und gute Wurzeln zu treiben. Nicht zufrieden, mich bei den mißlungenen Verſuchen zu überzeugen, ließ ich auch Bäume und Stauden ausheben, die nun ſeit ihrem Verſuche im Freien nie Scha-

den gelitten, die aber dennoch, einige kürzer andere länger, in Scherben anfänglich geſtanden hatten. Ich fand den Wurzelkopf bei allen nach den Scherben geformet, nur die Wurzeln auf der Seite entweder wagrecht oder ſchief in den Boden hinein gewachſen. Zur Seltenheit habe ich eine Syringa perſica mit ihrem ſcherbenartig gewachſenen Wurzelkopfe aufgehoben, um ſolche denjenigen vorweiſen zu können, die ſich nicht davon zu überzeugen im Stande ſind. In der Folge der Zeit müſſen alle ſo in ihren Wurzeln mißrathenen Stämme verderben, weil die dicker werdenden Wurzeln einander ſelbſt verdrücken und zu Grunde richten.

Wegen dem Schaden der zaſerigten Wurzeln will ich nur eine Erfahrung beibringen, weil man ſich durch den Augenſchein leich-

ter

ter davon überzeugen kann. Ich ließ im Frühlinge 1777 nach Volkhammers Methode Pomeranzenbäume in die freie Erde eines Hauſes ſtellen, das im Winter mit Fenſtern verwahrt werden konnte. Die Bäume dauerten den darauf folgenden, und den künftigen Winter zwar aus, aber es war gar kein Wachsthum in den Stämmen. Da nun alle meine Künſteleien nichts helfen wollten, nahm ich ſie im Frühlinge 1779 aus der Erde, und da fand ich, daß zwar die zaſerigten Wurzeln friſch, geſund und waren in Menge wie ein Bart daherum, aber die Hauptwurzeln ſtanden ſtrack wie Beſenreiſer, zwar im Safte, aber ohne allen Trieb da, ſo daß ſie noch die nämliche Länge hatten, die ich ihnen ließ, ehe ich ſie ins Freie ſezte.

Nachdem ich nun durch vieljährige Verſu-

che und durch allerhand Beobachtungen von den Hauptursachen unterrichtet war, warum mir bisher ſo viele Verſuche fehlgeſchlagen, und ich wohl einſah, warum auch die meiſten andern bisher ſo unglücklich geweſen, wandte ich meine ganze Aufmerkſamkeit, auf Mittel nachzuſinnen, dieſen Fällen in Zukunft kräftigſt zu begegnen. Das Ausſäen des Samens auf den Ort, wo der Baum ſtehen bleiben ſoll, iſt allerdings das beſte Verwahrungsmittel, wovon ich nun die ſchönſten Erfahrungen habe. Unter andern erhielt ich Samen von dem Diospyros virginiana, den ich alle gerade zu in ein Land ins Freie ſäete. Der Saamen gieng in Menge auf. Ich ließ den folgenden Winter eine Einfaſſung von Bord darum ſchlagen und ſie ſolchergeſtalt verwahren. Freilich litten viele der jungen Pflanzen an

den

den Spizen im erſten Winter, ſie erholten ſich aber das künftige Jahr gleich, und wuchſen auſſerordentlich. Nach Maasgab ihres Wachsthumes ließ ich immer ſo viel ausropfen, damit die andern Plaz bekämen, und nun habe ich seit wenigen Jahren Stämme von groſer Schönheit, wovon ſchon einige männlichen Bäume dieſen Sommer 1780 geblühet haben — Wo man alſo des Samens habhaft werden kann, da iſt das Ausſäen auf dem Orte des künftigen Standplazes das ſicherſte Mittel, auch noch zärtliche Bäume leichter zu überwintern. Aber dieſe Art der Pflanzung findet nicht überall ſtatt, beſonders bei vielen Bäumen und Stauden, die noch zur Zeit unfehlbar ihre erſten Jugendjahre, wegen ihrer Zärtlichkeit in Winterhäuſern dahin bringen müſſen, bis ſie bei mehrerem Erſtarken ſo einen

nen

nen Verſuch aushalten können, und bis nach und nach durch Erzielung des Saamens in unſerm Himmelsſtriche ſie ihre Zärtlichkeit ablegen, und an den unſerigen ſich allmählig angewöhnen. Da ich mir ſchmeichle, daß meine neue Art der Anpflanzung des Beifalles nicht unwürdig ſei, ſo will ich ſie hier deutlich erzählen.

Verſuche des Jahres 1779 und 1780.

Ich nahm verſchiedene Sträucher, die zum Theile noch werden unten genannt werden, aus den Orangeriehäuſern, warf ihnen die ganze Krone ab, und ließ ihnen ungefähr 6 bis 12 Zoll Länge des alten Stammes. Darauf befreiete ich die Wurzel von allem Grunde, ließ ſie in Waſſer ganz rein abſchwenken, damit mir nicht das geringſte von der Lage und Richtung der Wurzel unbekannt bleiben möge. Hierauf

auf ließ ich alles von der Wurzel ganz hin-
weg ſchneiden, was nur die mindeſte Krüm-
mung hatte, nahm ihnen die meiſten Zaſer-
wurzeln ebenfalls hinweg, und benahm ihr
dadurch alle die Fehler, die ſie in der Scher-
be überkommen hatte. Man wird ſich leicht
vorſtellen, daß das meiſte von Wurzeln ab-
ſiel; auch hatten ſie kaum 4 oder 5 Zoll lan-
ge Hauptwurzeln, nebſt einigen Zaſerwur-
zeln. Die zu Ende des Aprils ſo verſchnit-
tene Stauden ſezte ich darauf in Scher-
ben, um ſie an einen ſchattigten Ort ſtellen
zu können, wo die ſo beleidigten Wurzeln
Zeit hatten, ſich zu erhohlen. Zu Anfange
des Junius brachte ich ſie hierauf aus den
Scherben in ein friſch und 4 Schuh tief
wohl rejoltes Feld, wo ſie denn nach Ver-
lauf einiger Wochen anſiengen zu wachſen.
Anfänglich gieng es langſam, aber im

Nach-

Nachſommer war der Trieb ſo heftig, und ſo ſpat in die kalte Jahreszeit hinein, daß ich fürchtete, den folgenden Winter würde alles zu Grunde gehen, weil die jüngen, zarten und milchigten Wurzeln ſchwerlich der ſie übereilenden Kälte widerſtehen würden. Ich ließ ſie hierauf mit Stroh umbinden, den ganzen Plaz, worauf ſie ſtanden, ungefähr 3/4 Schuh hoch mit Miſt bedecken, das ganze Land aber noch überdies mit einer 6 Schuh hohen bretternen Wand ganz umgeben. So ließ ich alles bis zu Ausgange des Aprils in Ruhe ſtehen, wo ich die Wand ablegen, die Bäume entblöſen, und den Dung untergraben ließ.

Bei genauer Beſichtigung fand ich nun, daß bis jezt nur die Mentha canarienſis ganz abgeſtorben, bei den anderen die Wurzel ſich erhalten, der vormjährige Trieb aber

meiſt

meiſt verdorben war. Ich ließ den Strunk der Mentha canar. heraus ziehen, und fand, daß er eine Menge gerader Wurzeln meiſt über eine Elle lang getrieben hatte, aber ſie waren ſo von einer ſchwammichten Natur, daß es ihnen unmöglich war, den Winter auszudauern. Die rauhen Winde verdorrten noch einige, die bei Entblöſung im Mai recht friſch geſtanden hatten, z. B. Boſea yerva mora, Randia aculeata, Smilax ſalſaparilla; die übrigen wollten aber den ganzen Vorſommer nicht recht in Trieb kommen, bis auf den Piſtacia terebenthus, der ſich am beſten ausnahm.

Endlich fand ich die Urſache dieſes Stillſtandes. Der hieſige Garten hat einen ſteifen Lettenboden, der viele Unbequemlichkeiten für mich hat. Der untergegrabene kühle Kühdung lag daſelbſt wie ein Kloz,

und obenher waren theils die ausdorrende Winde, theils die beſtändigen heiſen Sonnenſtrahlen den Stauden zuwider. Ich ließ ſogleich den Boden mit ungefähr 4 Zoll hoch Sand bedecken und das Land tief graben, damit Dung, Sand und Grund beſſer unter einander kämen. Dies war von erwünſchter Würkung, und auf einmal fieng alles heftig an zu treiben. Dies Umgraben ließ ich noch dreimal nachher wiederholen, und blieb kaum, im Durchmeſſer genommen, 4 Zoll von der Staude hinweg, um alle zaſerigte Wurzeln wenigſtens in der Tiefe von 1 1/2 Schuh wegſtechen zu können. Der Trieb war noch heftiger als im Jahre 1779.

Da dieſe Verſuche mehr angeſtellt waren, meine Grundſäze zu prüfen, als die Zahl der an unſer Klima angewöhnten Bäume

zu

zu vergröſern; ſo ſuchte ich vorzüglich ſolche aus, die von verſchiedener Empfindlichkeit gegen unſere Winterkälte ſind. Allen ließ ich die Wurzeln nach der oben gemeldten Art ſehr ſtark beſchneiden, um ſie zu nöthigen, auf dieſem ihnen neu angewieſenen Standorte ganz neue und brauchbare Wurzeln zu erzielen; und unter dieſen zeichneten ſich in einem glücklichen Wachsthume folgende Stauden aus.

1. *Piſtacia terebenthus.* Bekanntlich wird dieſer Baum unter die, unſere Winter nicht ausdauernde Bäume gerechnet. Aber ungeacht ſeiner ſo ſehr beleidigten Wurzel, hat er ſich 1779 im Nachſommer ſchön im Wachsthume gezeigt, den Winter bis in die äuſerſten Spizen erhalten, im Frühlinge 1780 zuerſt zu treiben angefangen, und an drei Hauptzweigen an jedem über drei Schuh

Länge erhalten. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wird er ſich nun gänzlich angewöhnen.

2. *Salſola fruticoſa.* Dieſe zärtliche Staude wuchs im Sommer 1779, weil ſie den ihr angemeſſenen Boden fand, ſehr ſtark, der gröſte Theil des Sommertriebes ſtarb aber bis auf eine Länge von 6 Zoll den folgenden Winter ab. Das Frühjahr 1780 trieb die Wurzel heftig, und bildete eine groſſe Staude von mehr als 20 meiſt 3/4 Zoll dicker Ruthen von 2 bis 3 Schuh Länge, die im Herbſte zu blühen anfiengen.

3. *Atriplex Halimus.* Dieſe Staude, die in jedem engliſchen Walde eine vorzügliche Stelle wegen der Schönheit ihrer Blätter verdient, wollte mir bisher im Ueberwintern nicht zu Glücke ſchlagen, ungeacht ich ſie zu verſchiedenen malen verſuchte. Endlich fand ich auch hier an ihren Wur-

zeln

zeln den Fehler ihres erſten Standortes, der Scherbe; und die äuſerſt in einander mit unzähligen Krümmungen verſchlungenen Wurzeln hatten ſich ſelbſt verſtickt. Die im Jahre 1779 nach der neuen Art eingeſezte Staude hatte ganz unglaublich getrieben, und den Winter ſich beinah bis in die Spizen erhalten. Im Herbſte 1780 waren ihre unterſten Stämme im Durchmeſſer von 3 bis 4 Zoll, ihre Aeſte von 4 bis 5 Schuh, und die Spizen derſelben voll von Blüthe. An ihrem jezigen Ausdauern zweifle ich gar nicht mehr.

4. *Smilax aſpera.* War von geringem Wachsthume, ob ſie ſich gleichwohl erhalten, und geſunde Blätter und Ranken getrieben. -- Noch habe ich zwei mir unbekannte Stauden verſucht, weil ihre prächtigen Blätter in mir den Wunſch erregten,

ſie unſerm deutſchen Vaterlande eigen zu machen. Den erſten erhielt ich aus Holland unter dem Namen:

5. *Arbor americana carica ſimilis* als eine Pflanze des heiſeſten Theiles der Treibhäuſer. Aber ich fand bald, daß dieſe Staude nicht dahin gehöre, und ſie muſte alle Winter in kältere Häuſer wandern, bis ſie gar im Frühlinge 1779 zu dieſen Verſuchen im Freien beſtimmt ward. Sie hatte einen ganz artigen Wuchs, ſtarb aber an ihrem Stamme den Winter bis auf 4 Zoll ab. Im Jahr 1780 trieb ſie aber gleich im Frühjahr von neuem, und erlangte an zweien Stämmen eine Höhe von beinah 3 Schuh.

6. Eine andere Gattung gieng mir aus Samen auf, die ich durch die gütige Verwendung meines Freundes Herr Gualan-

dris

dris von Padua erhielt. Hr. S. erzählte mir von einer prächtigen Staude, die noch nicht bekannt ſei, die Herr Arduini zu Padua ins Freie zu ſezen verſucht habe, und die gerne daſelbſt ausdauere. Da mir fünf Stämmger aufgiengen, ſo verſezte ich einen davon 1779 ins Freie. Er hat den Winter eben ſo wie Nro. 5 ausgedauert. Dies Jahr war er zwar ſchwächer im Wachsthume, aber dennoch ſehr ſchön. Ich vermuthe ſehr, daß dieſe zwei Arten entweder ſehr nahe mit einander verwandt, oder gar die nämlichen ſind.

7. *Ceratonia ſiliqua.* Als ich ſie 1779 ins Freie ſezte, war ſie ſehr ſtark von Wuchſe, erhielt auch den Winter einen Stamm von ungefähr 6 Zoll Länge, fieng das Früjahr 1780 an zu treiben, und hatte bereits zwei ſehr ſchöne Blätter. Aber darauf fieng ſie

an zu trauern, und die Blätter dorrten ab. Es ſcheinet ſonſt ein Zufall ſie überfallen zu haben, und das Ausdauern eines Winters macht allerdings Reiz genug, mehrere Verſuche mit ihr anzuſtellen.

Dies waren die vorzüglichſten Verſuche die ich mit Stauden anſtellte, deren Wurzeln ich ſo ſtark beſchneiden ließ, denn alle anzuführen, iſt hier meine Abſicht nicht. Indeß fand ich doch, daß auch dieſe Art ihr Gefährliches habe, weil durch das Verſezen in Scherben zu viel der beſten Zeit verloren gieng, die Pflanzen erſt im Nachſommer in Trieb kamen, und der Winter eben ſo wohl die noch ſchwammichten Wurzeln, als auch den noch krautartigen Trieb der Staude übereilte, ſo daß ſie die Gefahren deſſelben ſchon weniger ausſtehen könnte. Um dieſen Zeitverluſt zu erſparen, und die

glück=

glückliche Jahrszeit zum Vortheile der neuen Pflanzungen beſſer zu gewinnen, machte ich im Hornung des Jahres 1780 folgenden einzelnen Verſuch.

8. *Olea europea.* Ich nahm einen einzigen Baum aus der Scherbe, warf ihn bis auf anderthalb Schuh Länge ab, entblöſete ihn ganz von ſeiner Wurzel, und beſchnitt ſolche auf die bereits gemeldete Art, ohne die mindeſte Schonung. Darauf ließ ich auf ſeinem künftigen Standorte eine tiefe Grube machen, ſolche mit gutem Grunde ausfüllen, und hierauf den ſo künſtlich zubereiteten Baum hinein ſezen, und angieſen. Hernach ließ ich den übrig gebliebenen Stamm mit Stroh umbinden, und ſezte darum einen Haufen Dung, ſo daß Wurzel und Stamm bedeckt war, und ſo ließ ich bis in die Mitte des Maies al-

les in Ruhe ſtehen. Hierauf raumte ich den Dung und das Stroh hinweg, und nach Verlaufe von einem Monate fieng der Stamm an, an verſchiedenen Orten zu treiben. Gegen den Herbſt hatte er 18 Hauptäſte, ohne mehrere kleine und Nebenäſte getrieben, von welchen die meiſten über zwei Schuh lang waren, und herrliches feſtes Holz bis beinah in die Spize hatten. Wie er den Winter ausdauern werde, wird nun die Zeit lehren. Ich vermuthe aber, daß ſeine Wurzeln eben ſo ſtark gewachſen, wie das Oberholz, und eben ſo dicht geworden, folglich iſt auf meiner Seite die Vermuthung ſeines künftigen Ausdauerns.

Ich glaube alſo mit Recht, daß dieſe Art, Bäume und Stauden an unſern Himmelsſtrich anzugewöhnen, diejenige ſei, auf die

man ſich am meiſten verlaſſen kann. Frei-
lich muß man dergleichen Verſuche die er-
ſten zwei oder drei Winter mit der gröſten
Schonung behandeln: denn die Wurzeln
ſind zu ſchwammicht, und es gehören eini-
ge Jahre dazu, bis ſie zu feſtem Holze er-
wachſen. Und überhaupt habe ich erfah-
ren, daß alle Verſuche in den erſten Jah-
ren was mißlich ausſehen: daß bei den
meiſten der Sommertrieb im Winter wie-
der abſtirbt, bis dahin, daß ſich die Wur-
zeln in der Erde recht ausgebreitet, und ſelb-
ſten ſtark geworden ſind, wo dann der Baum
ſich auf einmal in eine ſtarke und aushal-
tende Krone ſtellt. Das vorzüglichſte aber
iſt die Hofnung, daß ſolche behandelte
Bäume bald blühen, und reifen Samen
tragen werden, welcher Samen ſchon mehr
die Natur unſers Himmelsſtriches ſich zu

eigen gemacht. Hieraus erzielten Bäume ſind ſchon härter, und ſo gewöhnen ſich nach und nach die Bäume, ſo daß unſere Enkel vielleicht nicht mehr die Mühe und das Nachdenken ſich werden vorſtellen können, die wir dieſen Verſuchen gegenwärtig widmen. Eben ſo wie es den Neapolitanern gewiß nicht einfällt, ihrem Palladius für ſein Nachdenken zu danken, wodurch er ihnen Pomeranzen und Citeronen zu Landesprodukten verſchaffet. Denn die Erfolge desjenigen, der alles dies durch ſein ſcharfes Nachſinnen und durch Beharrlichkeit ſeinem Vaterlande erſchuf, ſind meiſtens noch klein, und dem gröſten Theile von Menſchen unmerklich. Seine Nachfolger, durch die glücklichen Verſuche von dem ſichern Ausgange unterrichtet, machen nun alles im Groſen, und ernden gewöhnlich Lob und Ehre davon.

Die beſte Art Verſuche anzuſtellen, iſt nun meines Erachtens jene, womit ich den Olivenbaum behandelt, nur daß man die ſo ausgeſezten Bäume früher entblöſen muß, und wenigſtens ſchon um jene Zeit, wenn man keine Reifen mehr zu befürchten hat, und der angenehme Frühling die Erde wieder erneuert. Wenn man alsdann die Erde gleich durch tiefes Graben mit der Spathen eröfnet: ſo wird die Frühlingswärme ſchneller auf die tief liegenden Wurzeln würken, und ſie zu neuem Triebe erwecken. Auch muß man alsdann wenigſtens alle vier Wochen einmal dieſen Gartenplaz tief umgraben, wodurch das Erdreich der Kraft der Sonne beſſer ausgeſezet, vorzüglich aber die zaſerigten Wurzeln abgeſtochen werden, die die wahren Wurzeln an ihrem Wachsthume hindern, und den Baum kraft-

los erhalten. Bei einer ſolchen Behandlung iſt zu erwarten, daß das Oberholz auch frühzetig reif, und die Winterkälte deſto ehender werde ausdauern können.

Manchen mag es vielleicht ſchmerzen, daß er ſeine dem Baume angezogene Krone abwerfen ſoll, und wird es lieber verſuchen wollen, ihm ſelbige zu laſſen, und gleichwohl mit verſchnittenen Wurzeln zu verſezen. Ob ich zwar wohl wußte, daß dies nicht wohl gerathen könne: ſo machte ich doch dies Jahr mit Pomeranzenbäumen die Verſuche, um mich hinlänglich zu überzeugen. Die ſo behandelten Bäume wollten aber gar in keinen Trieb kommen, nach und nach fieng die Krone an, abzudorren, und die Stämme giengen zu Grunde. Die wenigen Wurzeln können unmöglich die Krone mit Nahrungsſaft verſorgen; alles das, was ſie aber da-

hin abgeben, entziehen ſie ſich ſelbſt, folglich kann auch die Wurzel nicht wachſen, und der ganze Stamm muß verderben. Durch das Abwerfen der Krone bis auf einen kleinen Theil des Hauptſtammes wird der Wurzel alle Nahrung zugewendet, damit ſie rechtſchaffen wachſen könne, und dann treibt ſie ſchon an dem alten Stamme friſche Augen genug, die die alte Krone bald wieder erſezen.

Ich hoffe nicht, daß man mir die Einwendung machen werde, dieſe Art der Angewöhnung ſei koſtſpielig, und erfordere viele Arbeit. Ich nahm hier zu meinen Verſuchen blos zärtliche Pflanzen, deren Angewöhnung allemal mehr Mühe und Zeit erfodern, und deren Angewöhnung eine wahre Eroberung für unſere Gegend ſeyn wird. Das Vorzüglichſte aber was ich

durch

durch dieſe Verſuche erproben wollte, war eine beſſere Methode der Anpflanzung. Und da ich mit aller Wahrſcheinlichkeit behaupten kann, daß dieſe hier vorgetragene die beſte ſei; ſo wird nun ein jeder Kenner die Anwendung auf jeden einzelnen Baum am beſten zu machen wiſſen. Denn Bäume und Stauden, von denen man ſchon weiß, daß ſie meiſt gerathen, darf man nur ſo verſezen, daß man überzeugt iſt, ihre Wurzeln werden ſich weder ſelbſt verſticken, noch in der Oberfläche der Erde herum kriechen; und wann man da ſein Augenmerk hingerichtet, wird man die übrige Sorgfalt mit wohl gebautem, wohl gedüngtem und öfters zu grabendem Erdreiche gar nicht nöthig haben; im Gegentheile, dies würde den Bäumen nachtheilig ſeyn, weil ſie bei einer ſolchen Sorgfalt über die Gränzen

ihrer Natur treiben, und im Verfolge der Zeit dadurch Schaden leiden würden.

Verſuche
über einige
Benuzungen der Roßkaſtanie
(Aeſculus Hippocaſtanum.)
von
A. G. Suckow.

Die gemeine Roßkaſtanie gehört unſtreitig unter die ſchönſten ausländiſchen Bäume, welche in unſern Himmelsſtrich verpflanzt worden ſind. Beinahe ſeit drittehalb hundert Jahren wurde dieſer Baum, der urſprünglich in den mitternächtlichen Gegenden von Aſien zu Hauſe iſt, bei uns einheimiſch, und zuerſt in Wien in dem Jahre 1588 durch den berühmten Kräuter-

kenner Cluſius in Gärten angezogen, wo er ſich nachher allgemein durch ſeine ausgezeichnete Schönheit empfohlen hat. Seine groſen handförmigen Blätter, die er bei Tage ausbreitet, und des Abends gefaltet gegen den Boden ſenkt, geben ihm ſo viel Zierde, daß er ſich ſchon längſt deshalb zu Alleen und in Gärten beliebt gemacht. Seine Pracht wird aber noch ungemein durch die vortreflichen Blumenpyramiden erhöhet, mit deren Schönheit ſchwerlich andere Bäume, wenigſtens der bei uns einheimiſchen, verglichen werden können, und die ihm darin weit nachſtehen müßten, wenn ſie nicht durch andere Nuzbarkeit einen gröſern Werth erhielten. Inzwiſchen wäre zu wünſchen, daß ſich die Roßkaſtanie eben ſo durch einen wichtigen Nuzen brauchbar bewieſe. Verſuche können hierin allein entſcheiden, und uner-

erachtet man zeither noch keinen ſo allgemeinen Gebrauch von manchen gefundenen Benuzungsarten gemacht hat, ſo verdienen ſie doch Aufmerkſamkeit und weitere Nachforſchung, welche gewiß nicht unbelohnt bleiben wird. Da ich Ihnen, meine Herren, gegenwärtig einige Verſuche über die Roßkaſtanie vorzulegen Willens bin: ſo wird es nicht überflüſſig ſeyn, andere Erfahrungen mit beizubringen, zu prüfen, und dadurch eine etwas vollſtändigere Ueberſicht des vorzüglichſten Gebrauches zu geben, der ſowohl entſchieden iſt, als nach gegründeten Vermuthungen noch zu erwarten wäre.

Die Früchte der Roßkaſtanie hat man ſchon längſt zu mancherlei Gebrauche zu verwenden geſucht. Sie beſtehen aus einer äuſſern dicken grünbraunen, mit kurzen Stacheln beſezten Schale, welche aus drei

Stücken zuſammen geſezt iſt. Sie enthält mehrentheils eine, zuweilen auch zwei Nüſſe, welche der ächten Kaſtanie ziemlich ähneln. Von auſſen ſind ſie mit einer braunen harten Haut überkleidet, und auſſerdem hat die mehlige weiſſe Nuß noch eine feine bräunliche Haut unter dieſer um ſich, welche den eigentlich mehligen Kern bekleidet. Von dieſer Frucht der Roßkaſtanie hat man nun ſchon verſchiedentlich Gebrauch zur Fütterung zu machen geſucht. Die Hirſche gehen ihnen von ſelbſt nach und freſſen ſie gerne: auch das Rindvieh gewöhnt ſich an dieſes Futter, wiewohl es ſcheinet, als wenn noch nicht viel Gebrauch im Groſſen davon gemacht worden ſei. So viel iſt gewiß, daß die ungemeine Bitterkeit der Roßkaſtanie ſie nicht nur zum unmittelbaren Genuß für die Menſchen ganz untauglich

macht, ſondern ſie auch dieſer Urſache wegen von den wenigſten Thieren gerne gefreſſen, und von manchen gar nicht angerührt werden. Durch das Auslaugen mit Kalk und Aſche hat man zwar ihre Bitterkeit zu vermindern geſucht, inzwiſchen bleibt dieſe Arbeit im Groſen etwas zu weitläuftig, als daß mit Vortheil dieſe Fütterung erwählt werden könnte.

Die Verſuche, welche der Herr Reg. Rath **Medikus** mit der Veredelung der Roßkaſtanie unternommen, (ſ. über die Veredelung der Roßkaſtanie. Lautern 1780. ꝛc.) geben aber ſehr viele Hofnung, daß in der Folge durch das Oculiren und die Cultur dieſes Baumes, ſeine Früchte eben ſo gemildert werden dörften, wie unſere gute Obſtarten es in Anſehung der wilden ſind. Dieſe Ausſicht iſt um ſo wichtiger, da ſich

die Roßkaſtanie von einer Seite empfehlen würde, die ihr nicht nur eine Brauchbarkeit zur Nahrung für die Menſchen, ſondern auch zur Fütterung verſpricht. Den neuſten Vorſchlag zur Benuzung dieſer Frucht enthält jene Schrift des Hrn. R. R. **Medikus**, in welcher ihr Gebrauch als Kaffe vorgeſchlagen worden. Die daſelbſt mitgetheilten Erfahrungen veranlaßten mich, ſelbſt einige Verſuche über dieſe Eigenſchaften der Roßkaſtanie zu Kaffe anzuſtellen, beſonders in der Rückſicht ihre Fehler durch ein oder das andere Verfahren verbeſſern zu können.

Ich verſuchte daher auf gewöhnliche Art, aus den zerſchnittenen und getrockneten Nüſſen, nachdem ſie vorher wie Kaffe gebrannt worden, einen ähnlichen Trank zu zubereiten. So viel iſt ſicher, daß man ſchwer-

lich

lich eine Frucht finden dörfte, die ſowohl beim Brennen, als abgekocht, einen ſo ächten Kaffe-Geruch beſizt, und dem Geruch und äuſſern Anſehen nach einen ſo ähnlichen Trank lieferte. Der erſte Eindruck, den er auch auf der Zunge giebt, iſt völlig kaffeartig; allein der Nachgeſchmack ſo entſezlich bitter und ſcharf, daß man die Empfindung davon lange Zeit nachher behält; und dieſe Bitterkeit wird weder durch Zucker noch Milch gemildert.

Von einem zweimal oculirten Roßkaſtanienbaume, welcher in dieſem Jahre getragen, erhielte ich durch den Hrn. Reg. Rath **Medikus** etliche Früchte. Ich verſuchte dieſe auf jene Art, und fand den Kaffe nicht mehr ſo ausnehmend bitter, wiewohl er doch noch Herbigkeit im Nachgeſchmacke beſaß, welche aber durch Milch und Zucker

ſchon beträchtlich gedämpft werden konnte. Meines Erachtens läßt ſich hieraus eine ſchon beträchtliche Veredelung der Frucht ſchlieſſen, und zweifle ich nicht, daß jene Bitterkeit faſt ganz dadurch umgeſchaffen werden wird.

Eine Portion von Roßkaſtanien übergoß ich mit einer ſaturirten Potaſchen-Auflöſung, ließ ſie einen Tag damit ſtehen, wo ſich eine grünlich gelbe Infußion ergab. Ich ſchüttete dieſe ab, und neue Lauge darauf, bis ſich nichts mehr auszoge und trocknete hierauf die Stücken der Nüſſe. Von dieſen ließ ich alsdann Kaffe machen, den ich im Geſchmacke nun ſehr geändert fand. Er beſaß beinahe daſſelbe ſpecifike Kaffeartige, wie die rohen Kaſtanien, hatte aber faſt gar keine Bitterkeit mehr, und ließ ſich gar füglich mit einem ſchlechten Dominik-

Kaffe

Kaffee, oder ſogenannten grünen Bohnen vergleichen.

Um die Beſchaffenheit des Oeles näher zu unterſuchen, welches ſich bei dem Brennen der Früchte entwickelt, ſo nahm ich acht Unzen zerſchnittener friſcher Roſskaſtanien, und deſtillirte dieſe aus einer Retorte mit nach und nach verſtärktem Feuer. Anfänglich gieng ein unſchmackhaftes Waſſer über, welches immer ſäuerlicher wurde, und nachdem ich die Gefäße lutirt hatte, fieng ein bräunliches Oel in dicken weißgrauen Dämpfen herüber zu ſteigen an, welches durch die Fugen einen ſo ſtarken Kaffegeruch verbreitet, daß jedermann in der Nähe des Laboratorii glaubte, daß in der Gegend Kaffe gebrannt würde. Dieſer Geruch verlor ſich nachher, als ein dickeres braunes empyreumatiſches Oel ſich mehr

erhob, nnd mit dem ſauern Waſſer über-ſtieg. Das Oel, welches ich nachher von dem ſauern Waſſer ſchied, behielt einige Zeit noch einen kaffeartigen Geruch, der ſich aber in wenig Tagen in einen widri-gen empyreumatiſchen verwandelte. Das Kaffeeartige der Roßkaſtanie liegt mithin in einem feinen öligen Theile, der von dem anbrennlichen Oele verſchieden iſt. Ich ver-ſuchte dieſen feinen öligen Beſtandtheil noch dadurch beſonders zu gewinnen, daß ich eine Portion friſcher geſchnittener Roßkaſtanien mit Waſſer übergoß, etwas Küchenſalz zu-miſchte, dies Gemenge 24 Stunden ſtehen ließ und hierauf aus einem Kolben mit Helm deſtillirte. Allein ich erhielt auch keine Spur von Oel auf dem übergangenen Waſſer; inzwiſchen hatte das Waſſer einen gelind ſäuerlichen Geſchmack, und einen Geruch,

als

als wenn geröſtetes Brod darin eingeweicht worden wäre.

Die Bitterkeit der Roßkaſtanien=Früchte liegt nun ganz in einem gummiharzigen Weſen verborgen. Schon das bloſe Waſſer wird im Kochen von den geſchälten Nüſſen grünlich gelb gefärbt, und eben ſo wie auch der Weingeiſt. In der Verbeſſerung dieſes gummiharzigen Beſtandtheiles liegt nun die Veredelung der Frucht verborgen, und hier können blos fortgeſezte Verſuche mit dem Okuliren einen völligen Ausſchlag geben. Aber Gründe ſind vorhanden, ſowohl in dieſer Cultur, als der Verbeſſerung des Bodens, eine ſo gute Verfeinerung dieſer Frucht, als bei den Obſtarten zu erwarten.

Ein Pfund von geſchälten und getrockneten Roßkaſtanien ließ ich ſowohl kalt als

warm preſſen, bekam aber keinen Tropfen Oel, wiewohl der Kuchen fett anzufühlen war, und auch ölig roch. In den ſchleſiſchen ökonomiſchen Nachrichten wird auch eines Verſuches gedacht, wo man aus gerösteten Kaſtanien ein sehr bitteres Oel durch Preſſen erhalten, und dies in sehr geringer Menge. Es iſt daher entſchieden, daß eine Benuzung auf Oel von dieſer Frucht nie erwartet werden kann.

In Anſehung des mehligen Beſtandtheiles ſcheint aber die Roßkaſtanie zu Bereitung der Stärke und des Puders nuzbar seyn zu können. Um mich ſelbſt von ihrem Werthe hierzu zu überzeugen, ließ ich eine Portion von einem Manne bereiten, der eine kleine Puderfabrik unterhält. So viel iſt gewiß, daß man einen recht feinen, weiſſen und krachenden Puder daraus bekömt. Unter-

terdeſſen finden ſich doch manche Anſtände, dieſe Frucht im Groſen in Stärk- und Puderfabriken zu benuzen. Einmal macht das Schälen der Kaſtanien viele Weitläufigkeit, fordert beſondere Leute und Taglohn, welches den Profit ſchon vermindert. Dann giebt dieſe Frucht aber auch nicht ſonderlich viel aus, enthält einen etwas gröbern mehligen Theil, der ſich nicht durch die feinſten Siebe bringen läßt, ſondern von dem auch faſt eben ſo viel Abgang zurückbleibt, als man feinen Puder bekömt; Daher der Weizen, die Grundbirnen und andere Früchte immer einen groſen Vorzug behaupten.

Die äuſere Schale der Früchte, ſo wie auch die innere harte braune Rinde der Roßkaſtanie, verdienen aber noch eine weitere Unterſuchung, die ich in der Folge zu

unternehmen gedenke. Jene grüne ſtache-lichė Schale fand ich mit Waſſer über-goſſen ſehr bald zur Gährung geneigt, wo dieſe braune kalte Infuſion einen ſehr an-genehmen, ſüßlichen moſtartigen Geruch gab. Mit aufgelößtem Eiſenvitriol mach-te dieſe Infuſion eine Tinte: woraus ſo-wohl ihre Brauchbarkeit zur Gerberei als zu ſchwarzen Farben erhellet. Der Wein-geiſt ziehet auch von dieſer Rinde, ſo wie von der innern braunen ein harziges We-ſen aus, und giebt damit eine dunkelbrau-ne Tinktur.

Von den übrigen Theilen des Roßkaſta-nienbaumes verſprechen das Holz und die Rinde noch manchen Nuzen. Was das Holz der Stämme anbetrift, ſo pflegt man es dem Lindenholze gleich zu ſchäzen, und wird es in Holland, nach Hrn. Zurtayn,

zum Formſchneiden und ähnlichen Dingen verwandt. Zu Schreinerarbeiten, zu Brennholz, ſo wie zum Verkohlen ſollte es auch wohl ganz brauchbar ſeyn, und kann es immer als Brennholz dienen. Die Rinde des Baumes giebt zu einer zweifachen Benuzung Ausſicht. Einmal zur Färberei, wo ſie nach Sieffert**s** Verſuchen ganz gute und dauerhafte braune und gelbe Farben liefert. Nächſtdem ſcheinet ſie aber nach Hrn. **Peipers** Beobachtungen beſondere Arzneikräfte zu beſizen, nach denen ſie der Chinarinde an die Seite geſezt werden kann. So viel mir bekannt iſt, hat nur der Herr Hofmedikus **Bucholz** in Weimar dergleichen Verſuche über die Würkſamkeit der Roßkaſtanien-Rinde, beſonders mit dem nach Garayſcher Art bereiteten Extrakte angeſtellt, und ſolches in Wechſelſiebern mit

Nu-

Nuzen gebraucht. Inzwiſchen wäre es zu wünſchen, daß ein Arzt in Gegenden, wo Wechſelfieber häufiger ſind, den Nuzen der Roßkaſtanien-Rinde beſtättigen möchte. Gewiß würde es von einem ausnehmenden Vortheile ſeyn, wenn ſich eine Rinde unter unſern Bäumen oder Sträuchern fände, welche in ihrer Würkung das nämliche wie die China äuſerte. Bedenkt man wie viel Geld für dieſe theure Rinde nur aus Deutſchland hinaus wandert, wo wir ſolche von den Engelländern erhalten, die uns mehrentheils nur die ſchlechten Sortiments verlaſſen, und die wahre würkſame China daher immer ſehr koſtbar bleibt; ſo wäre ſchon in dieſem Betrachte ein einheimiſches Produkt von gleichen Kräften von groſem Werthe, um ſo mehr, da ſich deſſen der unbemittelte Arme eben ſo wie der Reichere

be-

bedienen könnte. Die Ausſichten in Anſehung des Handels mit der Chinarinde laſſen auch ſehr befürchten, daß ſie immer koſtbarer werden dörfte, da man in Peru noch nicht auf eine ſolche Kultur des Baumes bedacht iſt, welche für die Folge einen ſo häufigen Abſaz verſpräche.

Ueber die Naſſau-Siegenſche hölzerne Löffel-Manufaktur zu Helberhauſen,

von

Johann Heinrich Jung.

Das Forſt-Regale kann zu einer ſehr einträglichen Quelle der Staats- und fürſtli-

chen Einkünſte werden, wenn ſeine Wirthſchaft nach den beſten Gründen betrieben wird. Ohne groſen und würdigen Forſtmännern zu nah zu tretten, muß jedermann, der die Sache einſieht, mit mir geſtehen, daß wir in unſerm deutſchen Vatterlande in Anſehung der Benuzung dieſer herrlichen Nahrungsquelle noch ſehr weit zurück ſind. Dieſer Fehler hat ſeinen Grund in dreien Hauptſtücken.

Erſtens: In der Jagdluſt der Fürſten.

Zweitens: In der mangelhaften Verfaſſung der Forſtämter.

Drittens: In der Unwiſſenheit der Forſtbedienten.

Die Jagd war von jeher eine adeliche Leibes- und Waffenübung der Fürſten, neben her hat ſie auch den Zweck, die Länder von ſchädlichen Thieren zu reinigen. Wenn ſich

ih-

ihrer der Regent auf dieſe Weiſe und zu dieſem Zwecke bedient, ſo iſt ſie zuläſig, nüzlich und nöthig. Allein ein groſer Theil der Landesherren hat nichts weniger, als dieſe Abſicht; eine übertriebene Leidenſchaft zur Jagd beherrſcht viele derſelben; eine übermäſige Menge Wildpret wird gehegt. Ich will jezt nicht ſagen, was dieſer Haufe Thiere der Landwirthſchaft für Schaden bringt, ſondern allein vom Forſtweſen reden. Nicht allein die Sommerlatten des jungen Gehölzes werden dadurch, ſo weit das Thier reichen kann, abgebiſſen, und dadurch dem Wachsthume geſchadet, ſondern der junge Anflug und Aufſchlag wird ebenfalls dadurch beſchädigt und zu Grunde gerichtet. Das iſt aber der Schade noch nicht allein. Ein ſolcher Regent überhäuft ſich mit Jagdbedienten, deren Beſoldung ſchwe-

res Geld koſtet, man ſieht nur darauf, ob ein ſolcher Bedienter Jagd- und Hirſchgerecht ſei, nicht aber ob er auch die Forſthaushaltung verſtehe, und doch wird ihnen gemeiniglich das ganze wichtige Forſtregale dazu anvertraut.

Bei dieſen Forſtbeamten iſt nun natürlicher Weiſe die Jagd das Hauptwerk, die Holzwirthſchaft aber eine Nebenſache. Der Zimmermann, Schreiner und Holzarbeiter kommt zum Jäger, möchte gern einen Stamm angewieſen haben, er flattirt ihm, geht mit ihm in den Wald, und bekommt oft den erſten beſten Baum für ein Spottgeld. Dadurch werden nun die Wälder ausgeplentert, nach und nach voller Blöſen, und endlich zu dürren Heyden. Das benachbarte alte Städtgen Otterberg giebt davon ein Beiſpiel. Vor 60 bis 70 Jahren

hatte

hatte dieſer Ort die ſchönſten Waldungen; die ſchlechte Wirthſchaft der damaligen Forſt- bedienten aber hat dieſen Schaz dergeſtalt verödet, daß man jezt an deren Stelle ganze Strecken unfruchtbarer Heyden ſieht, die nichts eintragen. Ein alter Burger daſelbſt, welcher zu jenen Zeiten Gaſtwirthſchaft trieb, erzählte mir verwichenen Sommer, daß damals die Holländer-Stämme duzendweis, das Stück für einen Gulden, ſeien abgehauen und losgeſchlagen worden: dafür hätten dann die Holländer die Forſtbedienten herrlich traktirt, und er wiſſe ſich wohl zu erinnern, daß der Wein damals in ſeiner Stube über den Boden hingefloſſen ſei. Hätte man damals beſſer gewirthſchaftet: ſo würde noch jezt ein groſer Theil Bürger von den Holzmanufakturen leben können, die ſich damals durch die walloniſchen Flücht-

linge ſo ſchön angepflanzt hatten, nun aber kaum ein Schatten mehr davon übrig iſt. Die Jagdluſt des Fürſten verſchaft alſo geſchickte Jäger, aber gemeiniglich ungeſchickte Forſthaushälter, weil ſie nur das erſte verſtehen und achten, das leztere aber nicht.

Theils aus dieſer Urſache, theils aus andern rührt nun auch die ſchlechte Verfaſſung der Forſtämter her. Die Kammer ſoll die Oberaufſicht über alle Quellen der fürſtlichen Einkünfte haben, ſie hat darauf zu ſehen, daß dieſe Quellen veredelt, und immer ergiebiger gemacht werden. Iſt nun der Fürſt ein Liebhaber der Jagd, ſo ſind die Jagdbedienten nur blos von ihm abhängig, nicht aber von der Kammer: indem ſie nun zugleich die Forſtwirthſchaft verwalten, ſo kann ſie die Kammer übler Haushaltung wegen nicht zur Rechenſchaft

ziehen, ſie wird alſo verabſäumt. Der Oberjägermeiſter, wenn er auch zugleich Oberforſtmeiſter iſt, ſoll daher einen vorzüglichen Siz und Stimme bei dem Kammer-Collegium haben, und das Forſtamt der Kammer für ſeine Haushaltung reſponſabel, und ſo wie das Bergamt ein beſonderes Departement derſelben ſeyn.

Endlich iſt nun noch die durchgängige Unwiſſenheit der mehreſten Forſtbeamten eine Haupturſache der ſchlechten Forſtwirthſchaft. Ein Jüngling, der ſich derſelben widmen will, verdingt ſich gewöhnlich zu einem Jäger. Handwerksmäſig wird er ein Lehrjunge, ſein Hauptaugenmerk geht nun auf die Jagd, das Forſtweſen iſt bei ihm eine Nebenſache. Iſt er nun Hirſchgerecht, ſo wird er Jägerburſch und endlich Forſtbedienter, ohne einmal die erſten Gründe

der Forſtwiſſenſchaft zu kennen. Es iſt alſo gar kein Wunder, daß auch der rechtſchaffenſte Forſtmann oft ſeiner Pflicht nicht Genüge leiſtet, weil er ſie nicht kennt, und von Seiten des Regenten iſt auch keine Aenderung zu hoffen, ſo lang weder ihm noch ſeinen Miniſtern die Goldgrube bekannt iſt, die in der Forſtwirthſchaft zu eröfnen und zu benuzen wäre.

Dieſe Betrachtungen haben uns bewogen, dieſer wichtigen und edelen Kameralwiſſenſchaft des Forſtweſens jährlich einen Curſus zu widmen, und unſern Akademiſten die Forſtwirthſchaft in wiſſenſchaftlicher Geſtalt vorzutragen, um dadurch auf die Zukunft, wo möglich, zu einer durchgehends beſſern Forſtverwaltung den Grund zu legen. Ich werde als Lehrer dieſer Wiſſenſchaft nächſtens dem Publikum ein Lehrbuch öffentlich

im

im Drucke vorlegen, worin ich ſie ſyſtematiſch abhandle, und zugleich einen ſchwachen Verſuch mache, zu zeigen, wie das Forſtweſen auf die beſte Weiſe in guten Stand zu ſezen, darin zu behaupten, und endlich zu benuzen ſei. Schwer iſts freilich, zu dieſem Zwecke das erſte Lehrbuch zu entwerfen; aber eben darum habe ich auch gerechten Anſpruch auf die Nachſicht einſichtsvoller Forſtmänner.

Es iſt wahr: Deutſchland hat ſeit geraumer Zeit groſe, geſchickte und patriotiſche Forſtmänner gehabt, und hat ſie würklich noch. Man hat die Forſtbotanik der Barbarei entriſſen, ihre Gränzen erweitert, und wer kennt nicht die Bemühungen rechtſchaffener Männer, das Reich der Hölzer noch mit ausländiſchen edlen Waldprodukten zu bereichern, und ihnen das deutſche Bur-

gerrecht zu verſchaffen? wodurch zuverläſſig dem zukünftigen Forſtmanne der Weg gebahnt wird, das Forſtweſen noch weit einträglicher zu machen.

Auch in dem Anpflanzen, oder in Beſtandſezen der Forſten hat man beträchtliche Schritte gemacht. Man hat durch Einrichtungen und Schriften der Holzſparkunſt den Weg gebahnt, hier und da, durch Eintheilung der Wälder in Schläge, nicht nur den jährlichen Förſtertrag geſichert, ſondern auch dadurch allem Holzmangel auf die Zukunft vorgebeugt, und was dergleichen vortrefliche Anſtalten mehr ſind.

Bei dem allem aber fehlt es doch noch durchgehends an der beſten Forſtnuzung. Das Verkohlen, Theerbrennen, Potaſche ſieden, Harzreiſſen, Malter- oder Klafterholz, und der Verkauf des rohen Baum-

Hol-

Holzes, macht den ganzen Kreis der Forſt- nuzung aus. Noch muß ich die Maſtung dazu rechnen; dieſes iſt aber ein ſehr enger Zirkel. Die Produkten des Forſtregales kön- nen weit beſſer benuzt, weit einträglicher gemacht, und zu einer groſen Nahrungs- quelle für den Fürſten und die Unterthanen werden, wenn Forſtmanufakturen angelegt, fremde edle Hölzer angepflanzt, alle kleine Pläze der Forſten wirthſchaftlich angebaut, und ſolchergeſtalt nicht rohe, ſondern ver- arbeitete Forſtprodukte zu Handlungszwei- gen in und auſer Land umgeſchaffen werden. Villeicht wendet man mir ein: wo man dann mit allen den Holzwaaren am Ende bleiben ſolle? Dieſe Frage iſt leicht zu be- antworten, aber hier zu weitläufig, daher beziehe mich auf meine nächſt heraus kom- mende Forſtwirthſchaft, in welcher ich zei-

gen

gen werde, wie ein rechtſchaffener Forſt-wirth mit ſeinen gewonnenen Produkten am nüzlichſten zu Werke gehen müſſe.

Beiſpiele lehren immer am ſicherſten, und Erfahrungen, aus der Geſchichte gezogen, ſind die gültigſten Zeugniſſe neuer Lehrſäze. Der Lehrer ſoll ſich damit bereichern, und nie einen Schritt weiter gehen, als ihm dieſe Leitſterne vorleuchten, jenſeit ihrem Schimmer iſt lauter Ungewißheit, und das Reich unſeliger Projekten. Ich will diesmal eine Geſchichte vor mich nehmen; wir wollen ſie in allen ihren Theilen betrachten, daraus nüzliche Lehren ziehen, und hier und da die Fingerzeige unterſtreichen, die allenfalls dem Forſtwirthe zu Verbeſſerung ſeiner Wirthſchaft, zu Vermehrung der Einkünften des Fürſten, und endlich zu glückſeliger Bevölkerung des Staates mit fleiſigen und

wohl-

wohlhabenden Erwerbern beförderlich ſeyn können.

In der nordöſtlichen Ecke des Fürſten=thumes Naſſau=Siegen liegt das Amt und Kirchſpiel Hilgenbach. Oſtwärts lie=gen verſchiedene Dörfer an dem groſen wal=digten Gebirge, welches von Süden gegen Norden ſtreicht, und welches ich in meinen vorigen Schriften mit dem Namen Giller belegt habe. Ueber dieſes Gebirg hin er=ſtreckt ſich der Länge nach die Gränze, wel=che das Fürſtenthum Siegen von den Graf=ſchaften Sayn=Wittgenſtein, und Sayn=Wittgenſtein Berlenburg unterſcheidet. Alles iſt hier mit Hochgewäld bewachſen, welches auf beiden Seiten zum Forſtrega=le gehört, und alſo Herrſchaftlich iſt. Die weitläuftige Eiſen= und Stahlfabriken des Siegerlandes brauchen jährlich eine groſe

Men=

Menge Kohlen, welche eines Theils aus den in Schläge getheilten Holzungen der Bauern, andern Theils aber aus den Wittgenſteiniſchen Waldungen entſpringen.

Der **Prinz von Oranien**, als Landesherr des Siegerlandes, hat ebenfalls eine ſehr ſchöne Eiſen- und Stahlfabrik auf dem fürſtlichen Domänen-Gute zum **Loh**, welche die Bergzehenden verarbeitet, und zu ihrem Betriebe wird jährlich ein gewiſſer Vorrath Kohlen aus dem oben gemeldten Gewälde ausgeliefert.

Dem zu Folge wird das Naſſau-Siegenſche Forſtregale hauptſächlich auf Kohlen, hernach auch zu Zimmer- und Schreinerholz, beſonders zum Hütten- und Hammerbaue, und dergleichen Werkzeugen benuzet. Neben dieſen Hauptgewerben her bildete ſich aber noch ein Nebengewerb,

deſ-

deſſen Geſchichte ich beſchreiben will, weil es Anlaß zu manchen nüzlichen Betrachtungen geben kann.

In der nordöſtlichen Ecke des Amtes Hilgenbach ſenkt ſich ein ſehr angenehmes Thal von Oſten gegen Weſten herab, welches von allen Seiten mit hohen Bergen umgeben iſt. Oben am Ende des Thales liegt Oberndorf, ein Dörfgen von 15 bis 16 Häuſern. Etwa eine Viertelſtunde weiter herab liegt ein ziemlich groſes Dorf, wo ich nicht irre von 40 Häuſern, dieſes heißt Helberhauſen. Abermal eine Viertelſtunde weiter herab etwas nordwärts am Fuſe eines hohen Berges liegt ein kleines Dörfgen Hadem ſehr angenehm an der Wieſen. Noch eine Viertelſtunde weiter herab liegt der Flecken Hilgenbach in einer ſehr angenehmen Fläche.

Alle dieſe Oerter haben gegen Oſten das mäſig erhabene Gebirg des waldreichen Gillers und die mehreſten Leute in dieſen Gegenden nähren ſich nebſt dem Ackerbaue vom Kohlenbrennen, vom Verfahren derſelben nach den Hüttenwerken, oder von ſonſtigen mit dergleichen Geſchäften zuſammenhängenden Gewerben. Die Menſchenart alldort iſt eine von den beſten, und ſehr von der rohen ſauerländiſchen unterſchieden. Die Leutgen ſind durchgehends voller Genie, haben ſehr gute Schulen, ſind daher voller Erkenntnis, redlich und fein-natürlich wie die Bewohner der Alpen, und über das alles ziemlich wohlhabend nach ihrer Art. Bürge kann ich einem jeden Reiſenden dafür werden, daß er mit groſen Schäzen ſicher unter dieſen Leuten bei Tag oder Nacht herum reiſen darf, wenn

er

er anders auswärtigen Landſtreichern, deren es überall giebt, nicht in die Hände fällt.

In obbenanntem Dorfe Helberhauſen wohnten ums Jahr 1690 drei Jünglinge, nämlich Johann Heinrich Claus, Johann Heinrich Helmes, und Joſt Heinrich Preis, alle drei edele biedere Burſche, und alle drei Viehhirten. Dieſe hüteten ihre Heerden um obige Dörfer herum, und öfters ſtreiften ſie auch, dortiger Hutgerechtigkeit gemäs, durch die weitläuftige Forſten und Waldungen des Gillers. Ein ſolcher Viehhirt hat ein romantiſches müſiges Leben, er bekömt ſeine Koſt von den Bauern, denen er das Vieh hütet, ſo daß er von einem zum andern geht. Je nachdem nun ein Bauer viel Stück Rindvieh hat, deſto länger muß er dem Hirten die Koſt geben.

Der Lohn, den dieſe guten Leute bekommen, iſt ſehr gering, daher treiben ſie gemeiniglich noch Nebengeſchäfte, beſonders ſuchen ſie ſich den Winter über, weil ſie dann nicht hüten können, durch allerhand Anſchläge etwas zu verdienen. Obige drei Jünglinge waren thätig und ſparſam, ihre Eltern aber unvermögend, ſie hatten keine Handwerker gelernt, beſaſſen auch keine Güter, um Landwirthſchaft treiben zu können, und das Viehhüten war auch kein Gewerb, wodurch ſie ſich und eine Familie hätten nähren können.

Faſt jedermann ſpeiſte zu der Zeit noch mit hölzernen Löffeln, wenigſtens alle Bürger und Bauern; daher wurden dieſer Löffel ungemein viel gebraucht. Sie waren zugleich rar und übel zu bekommen, weil ſich kein Holzarbeiter allein damit abgab, ſondern das

Löffelmachen als ein geringes Nebengeſchäft betrieb. Zu dem waren ſie ſo elend und grob zubereitet, daß ſie wegen ihrer Gröſe und Rauhigkeit kaum zu gebrauchen waren. Ich habe in der Grafſchaft Mark noch ſolche uralte Löffel geſehen, auch damit gegeſſen, ſo daß ich aus Erfahrung weis, welch ein groſes und ſchwüligtes Maul zu dieſen Maſchinen erfordert wird.

Mir iſt nicht genau bekannt, woher ehemals die Krämer die hölzernen Löffel bezogen; es kömt mir aber wahrſcheinlich vor, daß ſie auf dem Winterberge, einem kurkölniſch-weſtphäliſchen Städtgen an der waldeckiſch und heſſiſchen Gränze, von jeher gemacht worden: denn von undenklichen Zeiten bis jezo liefert dort eine weitberühmte hölzerne Geräthmanufaktur alles, was in dieſem Bezirke, und durch alle Nie-

derlande durch, bis ans Meer an hölzernem Hausrathe gebraucht wird. Ich vermuthe daher, daß auch dort ehemals hölzerne Löffel, aber ſo ſchlecht gemacht worden, wie ich ſie oben beſchrieben habe.

Ich kann nicht umhin, hier ſchon die Anmerkung zu machen, daß die Landesregierungen gemeiniglich dergleichen Gewerbzweige für allzu gering achten, als daß ſie ihnen durch eine gute Handwerkspolizei vorſtehen, und ihre Waare durch nüzliche Schauanſtalten zu verbeſſern ſuchen ſollten, und das iſt ein groſer Fehler. Würden die Wirtenberger ihre hölzerne Waaren fein und ſauber bearbeiten, ſie glatt und zierlich ausdrehen, die ſchönſten Hölzer dazu nehmen, und ſie, wo es ſtatt findet, mit ſchönem Schnizwerke gleichſam zu Prachtwaaren ausbilden: ſo würden ſie auch Vorneh-

mere gebrauchen, der Vertrieb würde grö-ſer ſeyn, und der Werth, mithin auch die eingehende Geldmaſſe ſehr wachſen. Wem noch dieſer Artikel gering und ſchlecht vorkömt, dem wird bei dem Verfolge dieſer Abhandlung anders zu Muthe werden.

Ich weiß eigentlich nicht, welcher unter obigen dreien brafen Hirten zuerſt auf den Einfall gerieth hölzerne Löffel zu machen, genug, ſie fiengen ums Jahr 1690 alle drei an, bei dem Viehhüten, aus getrocknetem Ahornenholze, mit etlichen einfachen ſchneidenden Werkzeugen hölzerne Löffel zu ſchnizeln. Der Anfang war unbeträchtlich, ein Löffel wurde für einen halben Kreuzer verkauft, und nicht manchen konnten ſie anfänglich des Tages fertig machen. Indeſſen war es doch den Hirten ein Nebenverdienſt, und ihr ganzer Drang gieng nur dahin,

um das neu angefangene Handwerk ſowohl in Anſehung der Schönheit und Vollkommenheit der Waare, als auch in Rückſicht der gröſten Geſchwindigkeit zur Vollkommenheit zu bringen, und dies iſt eben das groſe Ding, das ſo manchem wackeren Manne fehlt. Mancher fängt wohl etwas an zu künſteln, allein ſeine Kraft iſt Saamen auf einen Felſen geſäet, er verdorrt, ſo bald er aufgeht, und ſolche praktiſchen Projekte ſind eben ſo ſchlimm als die theoretiſchen, weil niemand mehr gern unternimmt, was einmal mißlungen iſt. Unſre Hirten bemühten ſich in die Wette, ihr neues angefangenes Handwerk zur ergiebigen Nahrungsquelle zu machen. Es gelung ihnen: in einigen Jahren hatten ſie eine ſolche Fertigkeit darin erlangt, daß ſie ſich damit nähren konnten. An Abſaze fehlte es ihnen nicht,

und

und das rohe Produkt, das Ahornenholz, bekamen ſie ſehr wohlfeil.

Dieſe Manufaktur fieng alſo ſehr klein an, ordnete und bildete ſich aber nach und nach in gröſter Geſchwindigkeit zu einem anſehnlichen Gewerbe. Sie war eine Pflanze auf ihrem natürlichen Boden, wo ſie immer am beſten gedeihet. Ich kann es nicht mit genugſamem Nachdrucke ſagen, wie wichtig die Regel bei neu anzulegenden Fabriken ſei: **daß man den Boden wohl unterſuchen müſſe, wo man eine ſolche Pflanze hinpflanzen will.** D. i. das ganze Gewerb einer Gegend muß aufs genauſte geprüft werden. Wo man aus der Landwirthſchaft weder die Materialien noch die Erwerbungsmittel ziehen kann, da iſt die anzulegende Manufaktur ein fremdes Gewächs, und weh ihr! wenn man ſie im

Treibhauſe pflegen ſoll, da wird nie was draus, und der Staat leidet unerſezlichen Schaden. Es iſt daher eine goldene Regel: die Beamten müſſen überall ein wachſames Aug auf die Gewerbe haben, und wo ſich hier und da ſolche **Hirten** oder **Clarenbache** finden, da müſſen ſie unterſtüzt, erleichtert und gepflegt werden, da iſt es Zeit, daß man helfe, aber behutſam. Eile mit Weile iſt da der beſte Rath. Es läſt ſich in der Kürze nicht ſagen, wie vorſichtig man in ſolchen Fällen ſeyn müſſe, dazu iſt aber auch hier der Ort nicht.

Zu *Helberhauſen* fehlte den neuen Manufakturanten alle Unterſtüzung; das Siegerland ſtand damalen nicht in der beſten Verfaſſung. Das Ländgen war in zwei Fürſtenthümer getheilet, beide Fürſten reſidirten zu **Siegen**, einer war katholiſch der

an=

andere reformirt. Beide lebten immer in Feindſchaft. Die Regierung des katholiſchen Fürſten war ſo beſchaffen, daß er endlich durch eine kaiſerliche Kommißion auf immer aus ſeinem Ländgen vertrieben wurde. Der reformirte Fürſt hielt ſich mehrentheils in Holland auf, und die alten Greiſe dorten wiſſen nicht genug zu ſagen, wie betrübt die damaligen Zeiten geweſen ſind. Die Hirten lebten alſo in ihrem einſamen Dorfe fort, heuratheten und bekamen mit ihren Weibern Haus und Güter. Nun waren ſie würklich Bauern, und die Zeit, welche ſie von ihrem kleinen Ackerbaue übrig hatten, verwandten ſie auf ihr neues Handwerk.

Ihre Nachbarn bemerkten indeſſen gar bald, daß die drei Männer braf Geld verdienten, und dabei im Trockenen ſizen konnten. Das Kohlbrennen und Kohlfahren iſt

ſchmuzig und beſchwerlich, und endlich war dies Gewerb nicht gros genug, daß ſich ein jeder damit hätte nähren können: denn die Bauerngüter ſind dort ſehr klein getheilt, ſo daß ihre Arbeit eine ganze Familie nicht beſchäftigen kann; daher fieng einer nach dem andern an hölzerne Löffel zu machen, wozu die drei Stifter des Handwerkes auch in allewege behilflich waren, indem ſie jedem, der ſie fragte, ohne Rückhalt die Handgriffe freundlich und willig entdeckten, welche ſie ſchon durch Fleiß, Genie und Erfahrung erlernt hatten.

Dieſer menſchenliebende Zug in dem Karakter dieſer Biedermänner macht ſie uns völlig verehrungswürdig. Es giebt Künſtler genug, die noch ſchwerere Sachen, als die Verfertigung eines hölzernen Löffels erfinden. Auf Seiten des Genies hatten dieſe

Leute eben nichts hervorſtechendes; daß ſie mit Fleiß und Eifer ihr Handwerk verbeſſerten, war natürlich, dazu konnte ſie die Liebe zum Gewinne antreiben. Es giebt Leute genug, die durch dieſen Trieb geleitet, noch ſchwerere Sachen durchſezen; daß ſie aber willig, und ſo gar unentgeldlich ihren Nachbarn die Handgriffe zeigten, und ihnen ihren Brodgewinn mittheilten, das war mehr als gewöhnliche Menſchennatur. Religion, ein gutes Herz, und warme Liebe des Nächſten leitete ſie und ſie lieſen ſich leiten; daher wir ſie auch billig in den erſten und erhabenſten Rang guter Menſchen ſezen müſſen; ſie waren ächte Patrioten. Wer würde ſie getadelt haben, wenn ſie ihr Handwerk geheim gehalten, und für ſich behalten hätten, ſo gar wäre ihnen zu der Zeit nichts leichrer geweſen, als ein Monopolium für ſich

und ihre Nachkommen zu erhalten, das alles aber kam ihnen nicht in den Sinn, ſie ſuchten gemeinnüzig zu werden.

Nach und nach vermehrte ſich die Anzahl der Löffelmacher in dem Dorfe Helberhauſen auf vierzig Mann. Sie verarbeiteten nichts anders als ahornenes Holz, und machten blos Eßlöffel. Dies Holz bezogen ſie blos aus den benachbarten weſtphäliſchen, Berlenburgiſchen und wittgenſteiniſchen Ländern. Im Siegenſchen hielt man ſchon damals mit dem Gehölze genauer Haus, um nicht dereinſt Mangel an Holzkohlen zu haben. Sie kauften das Ahornenholz karrenweis, eine Pferdsladung oder Karre bezahlten ſie mit einem Gulden, daraus wurden zwei tauſend Löffel verfertiget, deren das Stück wieder um einen halben Kreuzer verkauft wurde, im groſen Abſaze

aber

aber das Hundert für acht und vierzig Kreuzer; folglich wurden aus einer Karre Holz ſechzehen Gulden herausgebracht. Die Löffelmacher führten ihr Handwerk bald zu einer ſo groſen Fertigkeit, daß man 60 Stück täglich für jeden einzelnen Mann zum Feierabende beſtimmte, fleiſige Arbeiter können auch noch einige Stücke mehr machen. Obgleich dieſe Leute ſich wenig mit dem Ackerbaue abgeben und denſelben gröſtentheils ihren Weibern und Kindern überlaſſen, ſo will ich doch jeden Arbeiter jährlich nur zwei hundert Tage auf ſein Handwerk verwenden laſſen; folglich verdient er jährlich mit demſelben hundert Gulden, dieſes vierzig mal genommen, macht vier tauſend Gulden, welche jährlich auſer Lands her in ein einziges mäſiges Dorf von etwa vierzig Haushaltungen einfloſſen. Gewiß eine be-

trächtliche Summe für ein wirthſchaftliches Dorf, wo ein jeder Bauer des Sparens gewohnt, weiter keinen Aufwand macht, als was zur Nothdurft gehört. Von dieſer Summe wanderten jährlich mehr nicht als zweihundert und vierzig Gulden für das Ahornenholz auſer Land, ſo daß alſo das einzige Dorf Helberhauſen die jährliche allgemeine Geldmaſſe des Siegerlandes mit ungefähr drei tauſend und acht hundert Gulden vermehrte.

So wie ſich dieſe neue Manufaktur von ſelbſt gebildet hatte, ſo bildete ſich auch der Waaren Abſaz von ſelbſt. Die Siegerländer Weiber lieben den Gartenbau, und ſind ſehr fleiſig. Eine jede Hausfrau beſtimmt jährlich ein groſes Beet in ihrem Garten zu Flachs, den ſie zu Tuch verarbeitet, welches ihr und den Ihrigen die nöthige

Lein-

Leinwand auswirft, gewöhnlich behält ſie auch noch etwas übrig, das ſie verkaufen kann. In dem Oberbergiſchen in der Herrſchaft Gimborn, und dem dort anſtoſenden kurköllniſch Weſtphäliſchen iſt Gewinn und Gewerbe ſehr ſchlecht; daher finden ſich daſelbſt thätige Leute, welche ſich auf den Handel legen. Die Lage iſt ihnen dazu beförderlich, weil ſie Kölln in der Nähe haben. Dieſe Männer nehmen ihre Tragkörbe auf den Rücken, ſtreichen durchs benachbarte Siegerland, kaufen den Weibern ihren Ueberreſt leinen Tuches ab, und tragen es nach Kölln den Krämern zum Verkaufe hin.

Durch dieſe Gelegenheit wurden die erſten Löffelmacher in den Stand geſezt, ihre Waare zu verkaufen. Die Leinentuchmänner (wie ſie dort genannt werden) nahmen

men den kleinern oder gröſern Vorrath von Löffeln mit, und verhandelten ſie hin und wieder an die Bauern ſo gut ſie konnten. Nach und nach als das Löffelhandwerk anwuchs, verwandelten ſich viele Leinen-Tuchmänner in **Löffelmänner**, welche nun anfiengen blos mit Löffeln zu handeln. Sie fanden auch endlich ihren reichlichen Abſaz zu *Kölln* im Groſen; ſo daß ganze Pferdslaſten dieſer Waare zu Schiffe nach *Holland*, von da in alle Welt, vorzüglich aber nach Weſtindien verſandt wurden.

Die Löffelmacher vermehrten ſich nach und nach bis auf achtzig Arbeiter. Seit vierzig Jahren her hat ſich dieſe Anzahl ziemlich beſtändig erhalten, ſo daß ſie ſich weder ſonderlich vermehrt noch vermindert hat. Der ausländiſche Vorrath des Ahornenholzes wurde aber nach und nach ganz verbraucht,

und

und nun muſten ſich die Löffelmacher an die ſiegenſche Regierung wenden, um aus den herrſchaftlichen Forſten ihr nothwendiges Werkholz zu ziehen. Ihr Geſuch wurde erhört, man wies ihnen das Ahornenholz in den Wäldern an; aber auch dieſer Vorrath iſt gänzlich verarbeitet, ſo daß jezt nur Birkenholz dazu gebraucht wird, dies Holz iſt aber unanſehnlich, die Waare wird durch den Gebrauch ſchmuzig grau, anſtatt daß ein ahornener Löffel nach und nach goldgelb und ſehr glatt wird. Die Manufaktur ſinkt alſo, und es ſteht zu befürchten, daß ſie nach und nach erlöſcht, wenn ihr nicht mit Macht aufgeholfen wird.

Der Ankauf des Birkenholzes geſchieht anjezo Malterweis. Ein ſolches Malter hält drei Pferdslaſten, jede kommt mit Unkoſten auf zween Gulden zwanzig Kreu-

zer. Daraus verfertigen ſie nur fünfzehen hundert Löffel, deren das Hundert für 48kr. verkauft wird: mithin wird eine Karre Holz auf 12 Gulden gebracht. Noch jezo bringt alſo die Zelberhauſer Löffelmanufaktur, jährlich zu 80 Arbeiter gerechnet, ſacht tauſend Gulden ins Land, wofür ungefähr eine Million Löffel verſandt werden, und die herrſchaftliche Forſtkaſſe bezieht davon für das Werkholz bei tauſend Gulden. Höher will ich dieſen Holzverkauf nicht anſchlagen, weil vielleicht der Handwerksmann ein und ander Stämmgen aus ſeinem eigenen Gebüſche ziehen, oder auch zuweilen auſer Landes her eine Karre Holz bekommen kann.

Welch ein wichtiger Nahrungszweig iſt dies ſo unanſehnliche Gewerb für ein einzelnes Dörfgen? und welche Winke giebt das nicht dem Staatswirthe, auf die klein-

ſten

ſten Gewerbe ein wachſames Aug zu haben, ſie wie nüzliche Pflanzen zu warten und zu pflegen, und ihrer in ſeinem Lande ſo viel anzubauen, als ohne Schaden der Landwirthſchaft, und der Grundglückſeligkeit des Ganzen nur möglich iſt.

Ehe ich nun zu meinem Hauptzwecke, zu nüzlichen Bemerkungen über die Forſtwiſſenſchaft, hergeleitet aus der Geſchichte der Helberhauſer Löffelmanufaktur, übergehe, will ich noch mit kurzen Worten die Handgriffe des Handwerkes beſchreiben.

Wenn der Löffelmacher des Abends Feierabend hat, ſo zerſchneidet er ein Stück Holz in Klöze, welche die Länge eines Löffels haben, und dieſer Klöze macht er ſo viel, als die folgende Tagarbeit erfordert. Des Morgens fängt er die Arbeit damit an, daß er die Klöze ſpaltet, er ſizt

auf einem Stuhle, hat einen Block vor ſich, auf dieſen ſezt er den Löffelkloz, nimmt in die linke Hand eine Heppe, welche ein läng=lich viereckigtes hauendes Inſtrument iſt, ſezt dieſe Heppe auf den Kloz, und mit der rechten ſchlägt er vermittelſt eines ſtarken hölzernen Kolben auf die Heppe, und ſpal=tet ſolchergeſtalt alle Klöze nach einander in kleine Holzſtücke, deren jedes einen Löffel giebt. Wenn er nun ſeine ſechzig Löffel da neben ſich liegen hat, ſo behaut er ſie mit eben der Heppe aus dem Groben. Da habe ich mich nun über die Geſchicklichkeit ſehr verwundert. Der Löffel hat eine Platte und den Stiel. Die Platte wird rund und hohl, der Stiel aber hat vor der Platte ein Knie. Das Behauen geſchieht alſo folgen=der Geſtalt: die Löffelhölzer ſind etwa ei=nen halben Schuh lang, drei Zoll breit,

und

und bei anderthalben Zoll dick, alſo platt. Nun thut der Löffelmacher einen ſchiefen Hieb mit ſeiner Heppe in die eine Seite des Klözgens, und ſprengt das eingehauene Stücklein Holz hinweg, der zweite Hieb iſt auf der andern Seite eben derſelbe. Jezt erſcheint ſchon Stiel und Platte im Groben. Nun haut er von vornen zu, indem er den Stiel aufrecht hält, ſchief gegen die Platte herab, hält nun die Platte oben, ſezt die Heppe oben an, und klopft mit fünf bis ſechs Schlägen mit Heppe und Holz auf den Haublock. Jezt iſt das Knie und die Oberfläche der Platte da; nun haut er auch mit einem Hiebe hinten das Knie ein, ſprengt das eingehauene Stücklein Holz vom Stiele ab, bricht nun überall die Ecken mit ſeiner Heppe, und nun iſt der Löffel aus dem Groben gehauen. So behaut er

P 3 nun

nun alle ſechzig Löffel nach einander, und das iſt in zwo Stunden geſchehen.

Darauf nimmt er ein ſcharfes lanzenförmiges Meſſer, beſchneidet nun einen Löffel nach dem andern auf dem Knie, und giebt ihm dadurch ſeine gehörige Figur; ein guter Arbeiter kann in drei Stunden ſeine ſechzig Löffel beſchneiden. Jezt ſind aber die Löffel noch nicht hohl. Zum Ausholen brauchen ſie ein Meſſer, welches in einen halben Zirkel gebogen iſt, gerad in der Weite, die die Höhlung des Löffels haben ſoll. Dies Hohlmeſſer hat einen langen Stiel, mit dieſem faßt es der Arbeiter in die rechte Hand, legt dieſe Hand mit dem Ellenbogen auf ſein linkes Knie, wodurch er in den Stand geſezet wird, das Meſſer feſt und unbeweglich zu halten. Mit der linken hohlen Hand hält er die Löffelplatte, und führt

ſie

ſie in Zirkelbogen ſo lang langs dem ruhende Hohlmeſſer, bis der Löffel hohl genug iſt. Da nun alle Schnitte gegen den Ballen des linken Daumens gehen; ſo wird hier ein Span zwiſchen den Löffel und den Ballen gepackt, und ſo die Hand gegen Verlezungen bewahrt. Das Aushöhlen der 60 Löffel mag vier Stunden Zeit erfordern. Nun werden ſie noch mit einem andern Meſſer der Reihe nach geſchabt, und ſo zu ſagen, polirt; dies iſt in kurzer Zeit geſchehen, alsdann werden ſie in gelinder Wärme getroknet, und zum Verkaufe aufgehoben.

Die Helberhäuſer Löffelmacher ſind durchgehends wohlhabende Leute, Freude und Wohlbehagen ſieht man allenthaben. Den Sommer über arbeiten ſie gewöhnlich in Schoppen, die ſie ſich zu dem Ende vor ihre Häuſer, oder in ihre Bauernhöfe bauen.

Die Nachbarn kommen gewöhnlich da zuſammen, und ſchaffen mit geſelliger Freude und Vergnügen. Auch pflegen die Vätter ihren Söhnen den Feierabend zu beſtimmen, was ſie mehr machen, behalten ſie, wodurch ſie ſich ledigen Standes einen Thaler erſparen können, der ihnen hernach wohl zu ſtatten kömt. Dies muntert junge Leute ſehr zur Arbeit auf, und befördert ihre Geſchicklichkeit und Geſchwindigkeit in ihrem Handwerke.

Verſchiedene unter ihnen legen ſich auch wohl auf feinere Arbeit; ſo daß ſie entweder auf Beſtellung, oder auch auf den Kauf, hübſche ausgeſtochene und fein geſchnizte Löffel aus feinem Holze verfertigen. Der ſiegerländiſche Bauer pflegt durchgehends keine andere Löffel zu brauchen, als ſolche, die von ſchönem Holze gemacht, und mehr oder weniger ausgeziert ſind.

Bei

Bei dieſer Geſchichte fallen nun wichtige Fragen vor, die dem Forſtwirthe, neben her aber auch dem Staatswirthe ſehr nüz- lich ſind, wenn ſie anders richtig beantwor- tet werden.

Die Löffelmanufaktur muſte dauerhaft gegründet, verbeſſert und erweitert werden. Dies iſt ein Grundſaz, den nie- mand läugnen kann. Die dauerhafte Grün- dung beſtehet darin: daß man ſo viel Ahor- nenholz anpflanzt, als zur ſtärkſten Betrei- bung der Manufaktur nöthig iſt, weil die Natur keine Holzart hat, die ſich beſſer da- zu ſchickt, als die Ahorne, beſonders da dies Holz dort gut wächſt. Da nun eine wuchſige Ahornpflanze in ihrem ſechzigſten Jahre ihr volles Alter und vollkommenen Wachsthum erreichet hat; ſo wäre die Löf- felmanufaktur auf immer gegründet wor-

P 5 den,

den, wenn man zu Anfange dieſes Jahrhunderts, als man ſah, daß dies Gewerbe wichtig werden würde, angefangen hätte, auf mäſig fette, lockere und nahrhafte Pläze, deren man in dortigen weitläuftigen Waldgegenden genug hat, die nur Heide oder Ginſter tragen, Ahorn zu ſäen. Dies Anſäen hätte man von Jahre zu Jahre fortſezen müſſen. Ehe nun der hin und wieder in und auſer Landes von ſelbſt wachſende Ahorn alle verbraucht worden, hätte man Vorrath genug gehabt; man hätte jezt ſchon lange von dem neu angepflanzten verkaufen, dadurch die Forſtkaſſe mit einem beträchtlichen Zuwachſe von Jahre zu Jahre verſehen, und zum Beſten des Staates das Handwerk auf immer dauerhaft gründen können. Hieraus flieſt die Lehre: daß der Forſtwirth in ſeinen Gegenden und Revieren die Holzgewerbe

werbe wohl beobachten, und daraus ſchlieſſen müſſe, welches ſowohl dem Forſtweſen als dem Staate am nüzlichſten werden könne. Dieſes muß er aufmuntern und unterſtüzen, und da die Holzpflanzen ſehr langſam wachſen, ſo muß er frühzeitig ſorgen, daß den Holzgewerben ſo viel möglich eine unverſiegende Quelle roher Materialien, durch wirthſchaftliche Anpflanzung des bequemſten Gehölzes, auf immer geſichert werde. Wenn ein Forſtmann auf ſolche Weiſe thätig iſt, und mit Weisheit, und wirthſchaftlicher Kenntnis ausgerüſtet, alle Pläzger ſeiner Forſten ſorgfältig mit den zweckmäſeſten Hölzern anbaut, und zugleich durch ſorgſame Unterſtüzung der Holzhandwerker, und deren Vermehrung, für den Abſaz ſeiner Forſtprodukten ſorgt; ſo kann er das Forſtregal zu einer höchſteinträgli-

chen

chen Nahrungsquelle machen, die dem Fürſten und dem Staate höchſt geſegnet werden muß.

Wenn die Helberhauſer Löffelmanufaktur noch jezt vor dem Untergange geſichert werden ſoll, ſo muß man ſo lang für den gehörigen Vorrath von Birken ſorgen, bis man durch ſchleunige Anſtalten zum Ahornſäen nach und nach dies Holz wiederum erzogen, und einen genugſamen Vorrath durch alljährliches Anſäen auf die Zukunft geſichert hat. Die Naſſauiſche hohe Landesregierung iſt eine Zeit her in einer ſo herrlichen Verfaſſung, daß ſich die ſämtlichen Unterthanen alles zu Ihr verſehen können, was nur zu ihrer Glückſeligkeit beförderlich iſt.

Die Verbeſſerung einer Manufaktur beruht auf Vervollkommnung der Waare, und auf der Vermehrung des Abſazes; das

erſte iſt zu dem lezten ſehr beförderlich. Zu Helberhauſen iſt kein Schaugericht, vielleicht iſt auch keines nöthig; aber ſehr vortheilhaft wäre es, wenn ſich die guten Leute auf feine und gute Waare legten. Hierzu wäre beſonders beförderlich: wenn ſich ein wohlhabender Mann aus ihrer Mitte aufmachte, und gleichſam einen Manufakturhandel mit dieſer Waare anfieng. Ein ſolcher Mann müſte ſelbſt nach **Kölln**, und ſo gar nach **Holland** reiſen, ſich dort nach dem Abſaze erkundigen, und groſe Lieferungen auf einmal akkortiren, dann würde er Gelegenheit finden, verſchiedene beſſere und ſchlechtere Sorten, mithin auch höhere mittel- und niedere Preiſe zu beſtimmen. Da nun die ſchönſte Waare immer den leichteſten Abſaz findet, beſonders wo die Preiſe des einzelnen Stückes ſo gar unbeträchtlich

ſind,

ſind, als bei einem hölzernen Löffel; ſo würden in den ſchönſten Waaren die gröſte Lieferungen begehrt werden; nach und nach würde ſich Handwerk und Waare verbeſſern, und der Einfluß des fremden Geldes würde ſich aus verſchiedenen Gründen ſehr vermehren: einmal durch den höhern Preis der beſſern Waare, und hernach auch dadurch: weil hiemit der vielfältige Zwiſchenhandel der ſogenannten bergiſchen und köllniſchen Löffelmänner, die doch den Nuzen mit den Helberhäuſern theilen, gänzlich aufhörte. Der Handelsmann würde ſeinen Nachbarn die Löffel ordentlich abkaufen, und weil er für die Güte der Waaren haften müſte, ſo würde er alle ſchlechte Stücke ausſchieſen; dadurch würde der Löffelmacher gewiziget und zu Verfertigung beſſerer Waare angetrieben. Und endlich könnte

ein ſolcher Handelsmann, wenn er in der Handlungswiſſenſchaft einiger Maſen erfahren wäre, gegen holländiſche nöthige Waaren barattiren, und ſolchergeſtalt einen ſehr einträglichen Handel führen. Auf ſolche Weiſe müſte die Verbeſſerung der Waare und die Vermehrung ihres Abſazes nothwendig erfolgen.

Wenn eine Manufaktur recht blühen ſoll, ſo iſt es nicht gut, wenn ein jeder Arbeiter handelt, ſondern es werden Kaufleute erfordert, die dem nothdürftigen Handwerksmanne im Falle der Noth Vorſchub thun können, und die in groſen Lieferungen gegen kaufmänniſche Akkorde die Waaren ſelber ſo weit verſenden, als möglich iſt. Man hüte ſich aber, daß man hier der Sache nicht durch Zwang und Geſeze zu helfen ſuche; das iſt der ſicherſte Weg, Manufakturen zu

Grun-

Grunde zu richten, Freiheit iſt die Seele der Handlung! — Man laſſe einen jeden handeln. Der Handwerksmann verkauft ja dem gewiß, der ihm am mehrſten giebt, und das thut allemal derjenige, welcher ins Groſe handelt. Mithin würden die Helberhäuſer nach und nach von ſelbſt aufhören, an ihre Löffelmänner zu verkaufen, ſo bald ſich einmal ein Mann finden würde, der ihnen ſicher und zu allen Zeiten ihre Waaren abnähme, auch ihnen im Nothfalle Geld vorſchieſen könnte. Ein ſolcher Mann müſte aber wenigſtens 8000 Gulden im Verlage haben, ehe er den Handel antretten dörfte.

Durch die Erweiterung einer Manufaktur endlich verſtehe ich die Vervielfältigung ihrer Waaren; ein Manufakturiſt muß mit allem Fleiſe Mannigfaltigkeit ſuchen. Wenn

man daher gleich Anfangs durch eine ſorg- fältige Forſtwirthſchaft, für genugſamen Holzvorrath geſorgt hätte; ſo hätten dorti- ge Forſtbediente allerhand Holzarbeiter nach und nach anſtellen ſollen; dadurch wird überall gewonnen. Wo Teller, Schüſſeln, Löffel, Fäſſer, Spinnräder Spulen, Häſ- pel, Stühle, Tiſche, mit einem Worte, alle hölzerne Geſchirre gemacht werden, da geht kein Stückgen Holz verloren, was der eine nicht brauchen kann, das braucht der andere. Da muß nun ein Forſtmann ſein wohlverſehenes Holzmagazin haben, in wel- chem von den edelſten Holzarten groſe und kleine Stücke aufbewahrt werden. Er ſelbſt muß alle Holzarbeiten kennen, was aus je- dem Stücklein Holzes, ſowohl ſeiner innern Güte, als auch ſeiner äuſern Figur nach, gemacht werden kann; und dann erſt kann

er zu unſäglichem Vortheile ſeiner Kaſſe und des Staates ſeine Produkte recht benuzen, und zugleich vielen Menſchen Nahrung geben.

Dies alles fällt nun freilich noch zur Zeit zu Helberhauſen weg, weil es ſogar der einfachen Löffelmanufaktur an Holz mangelt. Mein Zweck iſt nur nach Anleitung dieſer Geſchichte rechtſchaffenen Forſt- und Staatswirthen nach meinen geringen Einſichten lehrreiche Winke zu geben.

Wenn wir nun betrachten, welche Vortheile die drei Hirten durch ihren Fleis und vatterländiſche Geſinnungen ihrer Heimath zugewendet haben, und daß ſie die wahre Urſache einer blühenden glückſeligen Nachkommenſchaft waren: ſo müſſen wir warlich ihre Aſche ſegnen, und ihrer mit Ehrfurcht gedenken. Ich bin ſtolz darauf, daß einer

von

von ihnen aus meiner Familie, nåmlich meiner Grosmutter, der bekannten Margrethe Stillings, Bruder war, er hieß wie oben gemeldet, Johann Heinrich Helmes. Sein Name iſt durch die Taufe auf mich vererbt worden, und ich wünſche von Herzen, daß auch ſein edeler, frommer und ſegensvoller Geiſt zwiefåltig auf mir ruhen möge.

Kurze Geſchichte von dem Einfluſſe auf Handel und Landbau der franzöſiſchen reformirten Gemeinde in der Pfalz

von Friedrich Peter Wund.

Es iſt bekannt, daß die Vólkerwanderungen in den älteren ſowohl als in den

neueren Zeiten faſt jeden Welttheil auf das mächtigſte erſchüttert haben. Daher waren ſie auch, und wie mich dünkt, mit allem Rechte, immer der vornehmſte Gegenſtand einſichtsvoller pragmatiſcher Geſchichtſchreiber. Sie entwickeln oft gar glücklich ganz ſonderbare Begebenheiten und Veränderungen, welche ſich mit einem Volke zugetragen haben, und enträthſeln meiſt am beſten die ſonſt geheime Urſachen von dieſem oder jenem neu aufgekommenen Staatsſyſteme, und welchen Einfluß hatten ſie nicht auf die Sitten, Sprachen, die Künſten und Wiſſenſchaften, und überhaupt auf die Ausbildung, Verfeinerung, oder auch den Verfall des guten Geſchmackes in dieſer oder jener Weltgegend? Raynal und Robertſon haben dieſes bei der Geſchichte von Amerika, und der Deutſchen Robertſon, Herr Schmidt in

Wirz=

Wirzburg, bei der Geſchichte der vatterlän=diſchen Nazion gar ſchön bewieſen. Ich wundere mich daher auch gar nicht, daß Herr Etienne, ein proteſtantiſcher Predi=ger in Nismes, den Entſchluß gefaßt, die Geſchichte der franzöſiſchen Réfugiés, wel=che ſich, vornemlich zu Ende des vorigen Jahrhunderts in dieſer oder jener deutſchen Provinz niedergelaſſen, aufzuſezen. Er hat das Memoire, worin er die Gelehrten unſers Vatterlandes um Beiträge zu ſeinem wichtigen Unternehmen anſpricht, dem Hrn. D. Leß in Göttingen überſchickt, und die=ſer hat es, damit es allgemein bekannt würde, dem Briefwechſel des Hrn. Schlö=zers einverleibet. Es ſtehet in dem dritten Theile, nach der 2ten Auflage, Heft XIII, S. 52. Die Fragen, welche er in dieſen Beiträgen gern erörtert hätte, zielen alle da=

hin, um eine ganz beſondere Geſchichte, die ſich auf unumſtößliche Beweiſe gründet, von dieſem Gegenſtande zu bearbeiten. Er will die Zeit beſtimmt haben, wann ſeine Landsleute an dieſem oder jenem Orte angekommen; wie gros ihre Familien-Anzahl geweſen; unter welchen Bedingungen man dieſelbige zu neuen Mitbürgern des Staates aufgenommen; in welchem Flore zu der Zeit, in dem Lande, da ſie ankamen, die Künſte und Wiſſenſchaften, die Handlung und die Landwirthſchaft geſtanden, und welchen Einfluß ihre Ankunft wohl auf alles dieſes gehabt; ob ſie die Reichthümer und die Bevölkerung vermehret, den guten Geſchmack und die Sitten veredelt, ihre Sprache ausgebreitet, und irgend eine Veränderung, auch in Abſicht auf das Staatsſiſtem des Volkes, mit dem ſie ſich verbrüdert, hervorgebracht haben?

Ich wünſchte, daß dieſer edle Mann die Freude erlebte, alle dieſe Fragen genau und richtig erörtert zu ſehen. Ohne Zweifel würde ſich alsdann noch vieles in der Geſchichte dieſer oder jener deutſchen Provinz aufklären, und vielleicht uns manchen bisher verborgenen Patrioten entdecken, deſſen Handlungen bei dieſer Gelegenheit verewiget zu werden verdienen. Ich zweifle aber ſtark an der Erfüllung dieſes Wunſches. Die Nachrichten, welche wir von den franzöſiſchen Koloniſten ſchon haben, ſchildern ſie meiſt als ſolche Leute, die nur mit Anſtrengung aller ihrer Kräften daran gearbeitet, ſich in ihren neuen Verhältniſſen wohl und feſt zu ſezen, und für ſich und ihre Familien ihren Nahrungsſtand auch auf das Künftige zu beſorgen. Sie hatten alſo im Anfange wenig Zeit, durch ſchriftliche

Aufſäze für ihr Andenken auf die Nachwelt zu ſorgen, und wenn ſich auch hier und da dem unerachtet ſolche Nachrichten finden ſollten: ſo werden ſie doch meiſt, ich will nun nicht unterſuchen, aus edlen oder unedlen Gründen, den Gelehrten vorenthalten. Ich weiß dieſes am beſten, weil ich bei meinen topographiſchen Unterſuchungen gar oft darüber mich zu beklagen Urſach habe. Doch dieſe Klage findet nicht an allen Orten ſtatt. Herr Etienne wird, wenn er die topographiſche Schriften unſers Vaterlandes benuzen kann, manches darin finden, das gewiß zu ſeinem Endzwecke dienlich iſt. Unter den mir bekannten Schriftſtellern z. B. haben folgende vieles, das vor ihn wenigſtens aller Aufmerkſamkeit würdig ſeyn muß, aufgezeichnet. In der Beſchreibung der königlichen Reſidenzſtädte,

ſtädte Berlin und Potsdam, welche der bekannte gelehrte Buchhändler, Fr. Nicolai, 1779 zum zweitenmal ſehr vermehrt heraus gegeben, ſind verſchiedene Kapitel, welche von den franzöſiſchen Kolonien in den Preuſſiſchen Staaten handeln. Sie hatten allein in Berlin, in einer kurzen Zeit, nach ihrer Familen-Anzahl ſo ſtark ſich vermehret, daß 1690 ſchon 2000 Communicanten gezählet wurden, und in dem Jahr 1700 waren in allen königlichen Ländern 13200 Réfugiés. David Ancillon giebt uns in ſeiner Geſchichte (Hiſtoire de l'Etabliſſement des Francois réfugiés dans les Etats de S. A. E. de Brandenbourg, a Berlin 1690) noch genauere Nachrichten davon, und Niemand wird leicht die vätterliche Sorgfalt, womit der Kurfürſt, **Friedrich Wilhelm der Groſe**, die Flüchtlinge aufgenommen,

und die der Verfaſſer in dieſem Werke beſchreibt, ohne Rührung leſen. Regnerus Engelhard handelt von den franzöſiſchen Koloniſten in Ober- und Niederheſſen, in ſeiner Erdbeſchreibung von den Heſſiſchen Landen kaſſeliſchen Antheiles, davon der erſte Theil 1778 erſchienen; 17 Dorfſchaften ſind, nach ſeiner Nachricht, mit ſolchen Pflanzſtädten beſezet. Auch die beſte und gröſte Privilegien ſind ihnen unter dem 28. Oct. 1731 von dem höchſtſeligen Könige in Schweden, Friederich I, ertheilet worden. Ja! wir finden in dem Schlözeriſchen Briefwechſel (Heft XXVII, S. 137) ſchon Beiträge, die Herr Etienne durch ſeine Aufforderung an die deutſchen Gelehrten veranlaſſet hat. Nämlich eine aus dem herzoglichen Archive zu Mecklenburg mit den beſten Urkunden ausgeführte Nachricht von

der

der franzöſiſchen Gemeinde, die ſich 1700 in Büzow niedergelaſſen. Sie wurden von dem Herzoge Friederich Wilhelm aufgenommen, um Lein- und Wollenmanufakturen aufzurichten, und daher wies er ihnen einen Wohnſiz an, wo ſie, nicht weit von der Oſtſee, bequem nach Lübek, Hamburg, Dännemark, Schweden, Preuſſen, Liefland und Curland handeln konnten. Ohne Zweifel würden dieſe Koloniſten auch in ihren Unternehmungen glücklich geweſen ſeyn, wenn nicht die in dieſer Stadt entſtandene groſe Feuersbrunſt ſie zerſtreuet, und andere innerliche Landesunruhen und Drangſalen ſie zerriſſen und ihre Handthierungen geſtöret hätten. Nun ſind noch etliche wenige unter den daſigen Reformirten; 1778 ſtarb der lezte franzöſiſche Prediger, und mit ihm verlor ſich die Gemeinde.

Ich

Ich will es nun wagen, meine Herren! aus meinen ſchon ſeit einiger Zeit her geſammelten vatterländiſchen topographiſchen Nachrichten eine gleiche kurze Geſchichte von den franzöſiſchen reformirten Gemeinden in der Pfalz am Rheine aufzuſtellen. Allein, um ihre Erwartungen nicht zu täuſchen, muß ich gleich Anfangs bemerken, daß ſie hier nicht, wie in den brandenburgiſchen Staaten groſe Gemeinden ſuchen müſſen, die durch ihre Reichthümer und durch die Gröſe und Menge ihrer Handthierungen und Gewerbe einen mächtigen Einfluß auf das Wohl unſers ganzen Vatterlandes gehabt haben, oder durch die mitgebrachten Kenntniſſe eine neue Epoche bei den Künſten und Wiſſenſchaften geſtiftet hätten. Nein! da die Gemeinden klein, und in dem Anfange, und noch mehr in der Folge,

mit

mit tauſend Hinderniſſen zu kämpfen hatten, ſo war, Frankenthal ausgenommen, ihre Ankunft nur für diejenige Oerter, wo ſie ſich niedergelaſſen, und die ſie theils neu geſtiftet, merkwürdig, und ihre Würkungs-kraft in dem engen Bezirke, den ſie bewohnten, eingeſchloſſen. Doch zur Sache!

In Deutſchland findet man dreierlei Gattungen von franzöſiſchen reformirten Gemeinden, welche ſich zu ſehr verſchiedenen Zeiten daſelbſt niedergelaſſen, und alſo von den Geſchichtſchreibern nicht miteinander vermengt werden dörfen. Sie hatten auch, jegliche insbeſondere, einen gar verſchiedenen Karakter.

Die Erſtern ſind die ſogenannten Wallonen aus den Niederlanden, die zu verſchiedenen Zeiten, beſonders 1567, da der Herzog von Alba die Statthalterſchaft er-

hielte, gar ſtark in fremde Länder flüchteten, um in Ruhe ihrem Gottesdienſte, ſo wie ihrem Gewerbe abzuwarten. Ob ſie Grund dazu gehabt, oder nicht, das mag **Thuanus** in der Geſchichte von ſeinen Zeiten, **Hugo Grotius** in ſeinen Annalen, Emanuel von **Meteren**, und vor allen andern **Wagenaar** in der allgemeinen Geſchichte von den vereinigten Niederlanden entſcheiden.

Die zweite Klaſſe enthält die eigentliche franzöſiſche Réfugiés, welche 1685 nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes zum größten Schaden für Frankreich, aus ihrem Vatterlande wanderten, und in verſchiedenen Gegenden Europens, beſonders in Engelland, Holland, Preuſſen und Heſſen, ein neues Vatterland ſuchten. **Elias Benoiſt** hat in ſeinem vortreflichen Werke Hi-

ſtoire de l'Edit de Nantes, welches von 1693 an in fünf Quartbänden zu Delft heraus gekommen, Gründe entdeckt, welche wohl ihr Unternehmen rechtfertigen werden.

Zu der dritten Klaſſe gehören endlich die **Waldenſer**, welche vornämlich 1655, 1686 und 1696 nach Deutſchland kamen, und von etlichen Fürſten auch gütig aufgenommen wurden, beſonders von dem Herzoge von Wirtenberg und dem Landgrafen von Heſſendarmſtadt. Sie ſtammen aus den piemonteſiſchen Thälern her; ob es gleich nicht zu läugnen iſt, daß auch viele franzöſiſche Flüchtlinge unter ihnen, die ſich auch nach Deutſchland begaben, zu finden ſind. Joh. Leger hat ihre Geſchichte Hiſt. generale des Egliſes Vaudoiſes, fol. von ihrem erſten Urſprunge an vortreflich bearbeitet, und das Journal des Herrn Ar-

naud, welcher ihr Obriſter und Prediger zugleich geweſen, beſchreibt vornämlich die Schickſale derjenigen, welche mit ihm nach Wirtenberg, wo er als ihr Prediger zu Dürmenz geſtorben iſt, gekommen ſind. Ich beſitze ſelbſt die Kapitulation, die der Herzog Eberhard Ludwig 1699 mit ihnen aufgerichtet. Es ſind ſieben Kirchſpiele, die, nach dem Zeugniſſe des Hrn. Profeſſor Seibolds, in dem deutſchen Muſeum, Mai 1780, S. 469, durch Fleis und Arbeitſamkeit uud durch einen redlichen Karakter es ſo weit gebracht haben, daß in einer Zeit von 80 Jahren nur einer darunter geſtorben, der mehr Schulden als Vermögen hatte.

Die franzöſiſchen reformirte Gemeinden in der Pfalz am Rheine gehören alle, ihrer Stiftung nach, zu denen von der erſten

Klaſſe

Klaſſe, die ſich in Deutſchland niederge-laſſen haben, nämlich zu den Walloniſchen. Und Sie werden mir erlauben m. H. daß ich ſie nun nach ihrem Alter und dem Anſe-hen, das ſie ehemals gehabt, und das ei-nige davon noch haben, beſchreibe.

Die älteſte walloniſche Gemeinde in un-ſerm Vatterlande iſt ohne Zweifel die von Frankenthal. Es ſind und waren dieje-nige Franzoſen, welche ſchon 1555 aus den franzöſiſchen Niederlanden zu Frankfurt am Mayn angekommen, und ſich daſelbſt, weil ſie begütert geweſen, mit Erlaubnis des Magiſtrates, wegen der Handlung, nieder-gelaſſen haben (*). Sie blieben aber nur bis

(*) Daß dies die erſten Franzoſen waren, die in der Helfte des 16ten Jahrhunderts nach Frankfurt gekommen, erhellet aus dem noch weiter unten anzuführenden Memoire, das dem holländiſchen Synode zu Tholen übergeben worden. In dem er-

bis 1561 an dieſem Orte: denn auf das Zumuthen der frankfurter Obrigkeit, ſich zu der augſpurgiſchen Confeſſion zu bekennen, verließen ſie dieſe Stadt und begaben ſich unter den Schuz Friedrich III von der Pfalz, der ſie in eine der ſchönſten und fruchtbarſten Gegenden der Pfalz hingewieſen. Sie ſollten, mit der Bedingung eine neue Stadt anzulegen und zu erbauen, die Güter des Kloſters **alt Frankenthal**, welches nach dem Berichte des Abtes Trithem unter der Regierung des Biſchoffes von Worms, Buggo 1235 **geſtiftet worden**(*), ge-

erſten Theile der frankfurtiſchen Religionshandlungen, und zwar in der Beilage Nro. 1 heißt es: Sie hätten ſich in dieſe Stadt begeben, weil ſie von dem, damals in Engelland nicht mehr geduldet werden wollenden Evangelio, nicht abfallen wollen. Es ſcheinet alſo, daß ſie zuvor nach Engelland ſich gewendet haben.

(*) Freherus in Originibus Palatinis edit. Reinhard. Carols.

genieſen, und nebſt vielen Privilegien, die ihnen dieſer Fürſt in der Kapitulation vom 13. Jun. 1562 verſicherte, in Zukunft als ſeine getreuſten Unterthanen betrachtet werden. Sie vermehrten ſich bald, und kaum hatten ſie die Stadt zu bauen angefangen, ſo geſellten ſich eine Menge Niederländer zu ihnen (*), die an ihrer Arbeit Theil nahmen, und von 1561 bis 1589 eine der blühend-

rolsruhae 1748, pag. 336. Nach Zeilers Topographie S. 51., und nach einem von Frankenthal mir zugeſchickten Manuſcripte war der Stifter dieſes Auguſtinerkloſters ein Kämmerer von Worms, Eckenbert von Dalberg, und ſeine Gemahlin eine geborne Francin, daher der Ort ſeinen Namen haben ſoll; und die Stiftung wird in beiden auf das Jahr 1119 geſezet.

(*) Dieſe hatten auſer den Wallonen, wie zu Mannheim, ihre beſondere Prediger, und von der alten Auguſtiner-Kirche das Langhaus im Beſize. Die deutſche reformirte Kirche wurde 50 Jahre hernach erſt gebauet, als ein reicher Niederländer, Herkules van der Finden, ihnen dazu ein Geſchenk von 5000 fl., nebſt einem groſen Plaze verehrte.

ſten Gemeinden unſers Vatterlandes gewe=
ſen. Allein alles wurde auch angewendet, ſie
zu erhöhen. Im J. 1583 hatte der Pfalzgraf
Kaſimir die Privilegien der Stadt erwei=
tert, und ſeine beiden Nachfolger, Friede=
rich IV und V, machten ſie zu einer der
beſten Feſtungen im Lande, daher ſie auch
in dem dreiſigjährigen Kriege am längſten
gegen die Spanier ſich vertheidigen konn=
ten. Die Inwohner ſezten ſie durch be=
rühmte Sammet= Seiden= und Tuch=
manufakturen in den beſten Wohlſtand.
Allein Manufaktur und Handlung war auch
immer der gröſte Nahrungszweig der alten
Inwohner dieſer Stadt, und das Geſchäft der
Landwirthſchaft kann nie gar gros geweſen
ſeyn, weil würklich jezt noch, in Abſicht
auf die Bürgeranzahl, der Feldmark nicht
gar beträchtlich iſt. Sie haben aber dar=

auf

auf nicht zu ſehen: denn wenn die Fabrikanten die groſen Freiheiten, welche ihnen unſer gnädigſter Landesherr unter dem 2ten Mai 1771 ertheilet, wohl gebrauchen; ſo werden ſie leicht ihre Reichthümer ſo erhöhen können, daß ihr Wohnſiz, der täglich an ſchönen Gebäuden zunimmt, in Abſicht auf den Handel, eine der vorzüglichſten von unſern vaterländiſchen Hauptſtädten werden kann. Und ſollte der ſchiffreiche Kanal, den Vatter Theodor würklich von der Stadt bis an den Rhein gezogen, ſie dazu nicht ermuntern? Doch dieſes gehöret zur neuern Geſchichte! Von den alten und ſehr begüterten Wallonen zogen die meiſten während dem 30jährigen Kriege nach Frankfurt, Hanau und Magdeburg; was zurück geblieben, waren meiſt arme Leute, die ſich auf den Feldbau legten.

Jezt haben die deutſchen Reformirten die kleinen walloniſchen Gemeinden faſt ganz verſchlungen, ſo wie ſie längſt zuvor ihrer Kirchen- und Pfarrbeſoldungen ſich bemächtiget haben. Wer die beſte und wahrhafteſte Kenntnis von dem allem erlangen will, darf nur das franzöſiſche Memoire leſen, datirt Middelburg den 6. Jun. 1778, welches der holländiſchen Synode zu Tholen überreichet worden, und worin, wahrſcheinlich um milde Beiträge für die jezige kleine walloniſche Gemeinde zu Frankenthal zu bewürken, deren Schickſale von ihrem erſten Urſprunge bis auf den heutigen Tag ſehr lebhaft und genau beſchrieben werden. Und in der That ſind dieſe Nachrichten deſto ſchäzbarer und angenehmer, weil die walloniſche Gemeinde zu Frankenthal als eine fruchtbare Mutter unſerer übrigen franzöſiſchen

Gemeinden anzuſehen iſt, ſowohl der ſchon längſt erloſchenen zu Oggersheim, Friedrichsfeld, St. Lambert, (*) Friſenheim, Schönau, als der, die noch zu Mannheim, Heidelberg, Otterberg und Billikam ſind. Denn als in dem Jahre 1572 die Anzahl der zu Frankenthal verſammelten Wallonen für jene Zeit würklich zu gros

 war,

(*) Wo dieſer Ort liegt war ehemals ein Kloſter, das 977 geſtiftet und vom Pabſte Julius III. 1551 der Univerſität Heidelberg mit allen ſeinen Gütern, Gerechtſamen und Renten einverleibet worden. Der Ort ſelbſt wurde von Wallonen angebauet. die von dem Pfalzgraf Kaſimir ihre Privilegien, wie die zu Otterberg von Lautern aus unter dem lezten Octobr. 1577 beſtättiget erhielten. Es ſammelte ſich aber daſelbſt ſchon 1596 eine Gemeinde, welche dieſe ganz verdrängt zu haben ſcheinet. 1688 nahm der lezte franzöſiſche Prediger ſeinen Abſchied. Die Inwohner ſind auch Profeſſioniſten, und zwar meiſt Wollenweber; denn von dem Feldbaue könnten die Wenigſten leben, weil der Feldmark klein, und der Wieſenbau nur etwas beträchtlich iſt.

war, als daß ſie alle auf eine anſtändige Weiſe ihre Nahrung hätten daſelbſt finden können, ſo zertheilten ſie ſich, und legten an oben benannten Orten neue Gemeinden an, die in Abſicht auf Handlung wohl würdig ſind, näher betrachtet zu werden; ich meine Otterberg und Mannheim.

Mannheim, welches der Kurfürſt Friedrich IV. 1601 aus einem Dorfe zu einer anſehnlichen Stadt und Feſtung umgeſchaffen, hatte gleich Anfangs ſein Aufkommen den vielen ſich daſelbſt niedergelaſſenen franzöſiſchen und niederländiſchen Flüchtlingen zu verdanken. Man darf zwar die damalige Gröſe dieſer Stadt nicht nach ihrem jezigen Umfange abmeſſen: ſie hatte 207 Häuſer und 180 Haushaltungen; und der Menſchenfreund, der ihre nachmalige traurige Schickſale überdenket, wird zufrieden

ſeyn,

ſeyn, daß ſie nicht gröſer war, weil ſie bald darauf in dem 30jährigen Kriege 1622 von den Franzoſen, 1631 von den Schweden und 1644 von den Baiern eingenommen und von den leztern bis auf den Wall und das Rathhaus völlig zerſtöret ward. **Karl Ludwig**, der nach dem weſtphäliſchen Friedensſchluſſe zu dem ruhigen Beſize ſeiner Länder gelangte, war bemühet, dieſelbige wieder aufzubauen, und durch die vorzügliche Freiheiten, welche er der Stadt 1652, und der Feſtung, die ihre eigene Regiments-Verfaſſung hatte, 1663 gab, war ſie auch bald wieder in einem blühenden Zuſtande. Erſtere hatte 1663 439 Häuſer und 430 Haushaltungen; und um dieſe Zeit war ohne einigen Zweifel die walloniſche die angeſehenſte Gemeinde in dieſer Stadt; der ganze Magiſtrat, nebſt dem Stadtdirector,

Herr Clignet, gehörte zu derſelbigen. Das Kirchenprotocoll vom Jahre 1666 vor dem Ausbruche der Peſt giebt 432 Familien an; und im Jahre 1668 zählte man bei der Communion von dem 22. März 895 Communicanten; und das iſt eben die Gemeinde, welche bei der traurigen Verwüſtung von Mannheim 1689 ſich nach **Magdeburg** (*) flüchtete und daſelbſt noch in dem gröſten Flore iſt. Die nunmehrige würklich ſehr kleine walloniſche Gemeinde ſammelte ſich von dem Jahre 1696 wieder, und 1739 hatte ſie die Freude, den erſten Gottesdienſt in der völlig neu erbauten Kirche zu halten.

Es

(*) Sie iſt daſelbſt allgemein unter dem Titel bekannt: *l'Egliſe reformée Wallone de Mannheim.* Die Wallonen, welche 1696 ſich wieder zu Mannheim ſammelten, waren diejenige, welche zuvor nach Hanau und Vindecken geflüchtet, wie mir mein ſchäzbarer Freund, der Hr. Pfarrer Joſeph, gemeldet.

Es iſt Schade, daß die alten Kirchenbücher verloren gegangen; ſonſt würden wir leicht aus den Bemerkungen des Verfaſſers über den Bevölkerungszuſtand in Kurpfalz, vorzüglich in Mannheim (1769) ſchlieſen können, wie viel ſie eigentlich und beſtimmt zu dem Commercium und dem landwirthſchaftlichen Zuſtande, deren beiden Blüthe erſt die Bevölkerung erhöhet, beigetragen haben. Ohne dieſe Nachrichten wage ich es nicht, etwas näher zu beſtimmen; daher eile ich zu der Geſchichte einer walloniſchen Gemeinde, die in einen kleinen Winkel in unſern Weſtrich verwieſen, zu ihrer Zeit unendlich vieles in Abſicht auf dieſe beiden Stücke ausgerichtet, und davon ich die Geſchichtskenntniß erſt kurz aus den beſten Quellen geſchöpfet habe, nämlich zu der Geſchichte von Otterberg. Wo nun dieſe

Stadt ſtehet, war vor uralten Zeiten ein Schloß, welches mit Erlaubnis des Erzbiſchoffes Heinrich zu Mainz, 1144 in ein Kloſter Ciſtercienſer Ordens verwandelt worden. Der Stiftungsbrief ſtehet in den Actis der Mannheimer Akademie Tom. I. pag. 59, und daſelbſt wird auch, pag. 34 Jugellini notitia abbatiarum ordinis Ciſtercienſium angeführet, als welcher Verfaſſer das alte Schloß Otterberg einem Namens Siegfried, einem Sohne des Grafen Bebonis von Keſſelſtadt, zuſchreibt. Zu den Zeiten der Reformation ward das Kloſter von Kurf. Friedrich III eingezogen und ſein zweiter Nachfolger, Kaſimir der Adminiſtrator, widmete es zu einer Freiſtadt für die Wallonen, die in dem Kloſter zu Schönau bei Heidelberg keine rechte Pläze mehr fanden, um ihre Gewerbe zu treiben.

ben.

ben. Sie waren faſt alle Profeßioniſten, **Strumpfweber**, **Tuch**= und Zeugmacher, 100 Familien an der Zahl, welche Kraft der Kapitulation mit dem Pfalzgrafen, unterzeichnet zu Lautern den 15ten Jun. 1579, groſe Freiheiten erhielten, die Stadt anlegten und die ſchöne groſe Kirche, ſamt dem Kloſter zur Ausübung ihres Gottesdienſtes empfiengen. In dem Jahre 1600 hatten ſie ſich ſchon ſo vermehret, daß 306 Feuerſtädte gezählet worden. Fern von der Landſtraſſe und aller Paſſage ſuchten ſie ihre einzige Nahrung in der ſtandhaften und anhaltenden Betreibung ihrer Gewerbe; und ein gewiſſes Kennzeichen, daß ſie ſehr glücklich dabei geweſen, iſt dieſes: nach dreimaliger Verwüſtung der Stadt, haben ſie dieſelbige auch dreimal wieder aufgebauet, und ſie muſten dieſe

Stät-

Stätte alſo immer als einen Ort anſehen, der ſehr bequem zur Ausbreitung ihres Handels und ihrer Geſchäfte geweſen. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß ſie bei der Erhöhung ihrer Vermögensumſtände, auch ihre Wünſche weiter ausdehnten, und viele von ihren Nachfolgern, die noch jezo leben, in andre weit gröſere Handelſtädte verſezten; daher finden wir von ihren Familien ſehr viele in Holland, Engelland, Frankfurt und Magdeburg. Was ſie in den erſten Zeiten in Abſicht auf die Landwirthſchft gethan, das hat unſer verſtorbener Freund, Herzogenrath, in einer beſondern Abhandlung gezeiget. (*) Ich bleibe alſo nur bei dem Commercium ſtehen. Die drei Glashütten, wovon die eine, nämlich

(*) Bemerkungen der kurpf. phyſ. ökonom. Geſellſchaft vom Jahr 1772, S. 284.

lich der jezige Weinbrunner Hof, von zwei unſerer hieſigen Mitbürger, Born und Rettig, aufgerichtet worden; die andere aber, der jezige Drehentaler Hof, zween Wallonen, **Franz** und **Heinrich Heitweiler**, ihren Urſprung zu verdanken haben, vermehrten dieſes Commercium nicht wenig. Sie handelten nach den Niederlanden und machten eine Waare, die in ganz Deutſchland geſchäzet wurde. Es iſt Schade, daß ſie wegen einem zu befürchtenden Holzmangel vor 30 Jahren niedergeriſſen wurden, und es wäre zu wünſchen, daß ſie dieſem Vorwurfe zu entgehen, wie in Engelland, die Oefen auf den Hütten alſo eingerichtet, daß ſie auch der Steinkohlen bei ihrer Arbeit ſich hätten bedienen können.

Ich freue mich, daß ich den jezigen Inwohnern das ſchöne Zeugnis geben muß,

daß

daß der Geiſt ihrer Vorfahrer noch völlig auf ihnen zu ruhen ſcheinet: ſtill und eingezogen, und, leider! vieler ihrer alten Freiheiten beraubt, nähren ſie ſich blos von ihrem Gewerbe. Ihre 13 Tuchmacher beſchäftigen mit ihrem Gewebe bei 400 Menſchen. Der Abſaz ihrer Waaren geſchiehet auf nah und entfernten Märkten, und auſerdem, daß ſie das Tuch zu der Kleidung unſrer Truppen, jährlich wohl 14,000 Ellen liefern, haben ſie ſich eine neue Nahrungsquelle an unſerer Siamoismanufaktur geſchaft, die ihnen blos durch Baumwollſpinnen jährlich über 4000 fl. einträgt. Bei dem Mangel an irgend einem Hoſpitalgute, oder an einem reichlichen Gemeinen-Allmoſen, oder auch dem Beholzigungsrechte, haben die 1000 Inwohner dieſer Stadt keine Armen, wie wir, die wir alle dieſe Vorzüge

haben, und ſie, leider! ſo oft zum Schaden unſers gemeinen Weſens und unſers eigenen Wohlſtandes mißbrauchen laſſen.

Doch genug hievon! Nur noch dieſes einzige werden Sie mir zu bemerken erlauben: ſo unbeträchtlich für manchen die in ſich kurze und kleine Geſchichte von unſern franzöſiſchen reformirten Koloniſten-Gemeinden in unſerm Vaterlande iſt, ſo ſehr beſtättigen ſie doch den **Grundſaz wahrer und richtiger kameraliſtiſcher Kenntniß** (*): Wer ein Land bevölkern, und das wahre Glück der Fürſten und Unterthanen unzertrennlich mit einander verbinden, die perſönliche Glückſeligkeit des Volkes, ſeine Einkünfte, ſein Anſehen und ſeine Macht wachſend und dau-

(*) Lehrbegrif ſämtlicher ökonom. und Kameralwiſſenſchaften, 2ter Band 6tes Hauptſtück S. 1.

dauerhaft machen will, der muß immerhin die Menſchen als den gröſten und weſentlichſten Reichthum des Staates anſehen; denn ſie allein erhöhen den Ackerbau, Handlung, Manufakturen und alles Gewerbe. So dachten die weiſen Fürſten unſerer Väter, und ſchafften aus öden Wüſten fruchtbare Fluren, Arbeitsſtädte und ſichere Hütten für ſo manchen ſonſt Unglücklichen, deſſen Nachkommen noch ihre Aſche in dem Grabe ſegnen.

Bemerkungen über den Forſtwirthſchaftlichen Zuſtand einiger Aemter im Herzogthume Berg.

von Johann Heinrich Jung.

Das Herzogthum Berg, vorzüglich die

Aem-

Aemter Hückeswagen, Bornefeld, Beyenburg, Elberfeld, Barmen und Solingen ſtehen wegen ihren blühenden Manufakturen und Fabriken in einem hohen Grade des Wohlſtandes, wie ich ſolches in meinen vorigen Abhandlungen ſchon zum Theile angemerket habe. Der wohlthätige Einfluß, den dieſe Gewerbe auf die Landwirthſchaft haben, zeigte ſich dort unwiderſprechlich; denn, indem der Bauer wegen den vielen Handwerksleuten Abnehmer genug hat, ſo kann er ſeine Victualien theuer verkaufen, daher wird er wohlhabend; er kann den häuslichen und Ackeraufwand bequem beſtreiten, und ſein Geld macht ihn muthig und emſig. Zugleich wird er dadurch in den Stand geſezet, ſeine Kinder etwas lernen zu laſſen, und alſo zu geſitteten Bürgern zu erziehen. Wie viele Glückſeligkeit

in dieſen Worten liege, brauche ich hier nicht zu entwickeln, weil es nicht zu meinem jezigen Zwecke gehöret.

Bei dem allem aber findet ſich in der ökonomiſchen Verfaſſung dieſer Gegenden ein Fehler, deſſen Verbeſſerung der kurfürſtlichen Hofkammer zu Düſſeldorf, und dem ganzen Lande eine vorzügliche Quelle des Gewinnes zuwenden könnte. Die Betrachtung dieſes Umſtandes und ſeine Verbeſſerung ſollen den Inhalt meiner jezigen Abhantlung ausmachen.

Ich muß, um deutlich in meinem Vortrage zu ſeyn, ein und anderes wiederholen, das ich ſchon in meinen vorigen Abhandlungen geſagt habe. Die Aemter, welche für jezt den Gegenſtand meiner Betrachtung ausmachen, ſind voller mäſig hoher, und nicht ſteiler, folglich des Anbaues fä-

higer Berge. Zwiſchen denſelben ſind die Thäler eng, und alles iſt bewohnt. Städte, Dörfer und Bauerhöfe findet man auf den Höhen und in den Gründen.

Die landwirthſchaftliche Verfaſſung hat ihr Gutes: ſie beſtehet durchgehends aus einzelnen Landgütern; ſo, daß ſelten mehr als 2 bis 3 Bauern beiſammen wohnen, und wo hie und da ein ziemlich groſes Kirchdorf oder Städtgen liegt, da haben doch die Inwohner ihre Ländereien und Wieſen in groſen Grundſtücken beiſammen liegen; ſo, daß ein jeder ſeine Güter nach ſeinem eigenen Gutdünken benuzen kann, wie er will. Man weiß alſo von Gemeinweiden nichts; der Bauer ſäet jährlich einen kleinen Theil mit Getraide, und der ganze übrige Theil bleibt zur Weide liegen, ſeine Grundſtücke ſind befriedigt, und ein kleines

Kind kann auf denſelben das Vieh hüten, welches alſo jeder Landwirth allein thut; ſo, daß das Vieh niemals gemeinſchaftlich auf die Weide getrieben wird.

Bei dieſer Art Haus zu halten erzielt der Bauer eine Menge Milch, Butter und Käſe, und dieſe machen ſeine Handelsprodukten aus. Er führt ſie häufig nach Elberfeld, Solingen, Düſſeldorf, Kölln, Mühlheim u. ſ. w. auf die Märkte, und gewinnt dadurch einen Ertrag, der ihn in den Stand ſezt, alle ſeine Bedörfniſſe zu befriedigen.

Bei dem allem aber ſteckt ein eingewurzeltes Vorurtheil in allen Bauern; ſie ſäen hauptſächlich Haber, welcher vorzüglich wohl geräth, Korn aber nur ſo viel, als ſie nöthig haben, um Stroh genug zum Decken ihrer Gebäude zu bekommen. Sie glauben,

Korn und Gerſte gerathe auf ihrem Boden nicht, der ziemlich kalt, leimigt und ſteinigt iſt. Da ſie nun wegen des vielen Pferde-Fuhrwerkes, das bei dortigen Fabriken nothwendig iſt, auch ihren Haber theuer verkaufen, und alſo auch dadurch ihren Ertrag beträchtlich vermehren können; ſo bemühen ſie ſich deſto weniger, eine Verbeſſerung im Getraidbaue vorzunehmen, weil es ihnen niemals an Gelde fehlet, Korn und Weizen aus den Rheingegenden ihres Landes zum Brode zu kaufen.

Eben ſo ſchlecht ſteht es auch mit dem Anbaue der Gemüſe und anderer Gartenfrüchte. Der Bauer erzieht deren kaum ſo viel, als er ſelbſt braucht; ſeine Gärten ſind ausnehmend ſchlecht, und werden ſehr nachläſig bearbeitet. Er glaubt abermal, er könne keine guten Gartenfrüchte erziehen,

und dadurch beraubt er ſich eines groſen Gewinnes, indem die Weiber aus den Rheingegenden 5 bis 6 Stunden weit zu den Städten und Dörfern kommen, um die Kauf- und Handwerksleute mit Gemüſe zu verſehen, welches daher zum Nachtheile der Manufakturen theuer iſt. Mit etwas mehrerem Fleiſe könnten die umliegenden Bauern alle dieſe Victualien viel wohlfeiler erziehen, und ihren landwirthſchaftlichen Ertrag dennoch beträchtlich vermehren. Dies alles habe ich zum Theile ſchon in meiner landwirthſchaftlichen Geſchichte einiger niederländiſchen Provinzen geſagt, welche den Bemerkungen der ökonomiſchen Geſellſchaft vom Jahre 1779, S. 287 u. ff. eingerücket worden. Ich muſte aber hier ſo viel aus dieſer Geſchichte wiederholen, als zu meinem Zwecke diente,

um

um die ſchlechte Verfaſſung des dortigen Forſtweſens deſto deutlicher vor Augen legen zu können. Indeſſen wird es doch dienlich ſeyn, wenn man jene Vorleſung zuerſt noch einmal aufmerkſam durchlieſt.

Ich will nun aus dieſer allgemeinen landwirthſchaftlichen Verfaſſung der Gegenden des Bergiſchen Landes, wovon hier die Rede iſt, einige Erfahrungsſäze ziehen, welche die Urſachen der ſchlechten Forſtwirthſchaft enthalten, und aus welchen zugleich die Mittel gefolgert werden können, wodurch der Fehler nach und nach verbeſſert werden muß.

Die Bauerngüter ſind ziemlich gros und weitläuftig, und weil das Vieh auf den eigenen Grundſtücken gehütet wird, keine Gemeinweiden da ſind, und durchgehends das Verhältnis der natürlichen Wieſen ge-

gen die übrigen Grundſtücke zu klein iſt: ſo iſt bei der blühenden Viehzucht doch der Viehſtand auf jedem Gute gegen die Acker=g undſtücke viel zu klein; daher erhält der Bauer viel zu wenig Dung. Will er dasjenige, was er beſäet, gut düngen und wohl bearbeiten, so wird jährlich nur ein ſehr kleiner Theil gebauet, und eh er mit dem Pfluge über das ganze Gut herum und wieder an das erſte Stück kömt, ſo iſt er verangert, und wieder wild geworden; will er aber jährlich groſe Stücke einſäen, ſo muß er den wenigen Dung weit auseinander verſpreiten; der Boden bekömt gar keine Kraft, und die magere Ernde belohnt die Mühe gar nicht. Da er nun wenig Wieſen hat, die noch dazu gar nicht verbeſſert werden: ſo iſt ſeine Heuernde ſehr gering, und er muß zum groſen Habervor-

rathe

rathe ſeine Zuflucht nehmen; er füttert alſo den ganzen Winter durch Haberſtroh, und dieſes reicht oft kaum ſo lang zu, bis er das Vieh wiederum auf ſeine Grundſtücke treiben kann. Da er nun ſein Roggenſtroh zum Decken nöthig hat, das Haberſtroh aber ganz verfüttert; ſo hat er nichts zu ſtreuen. Der Hauptfehler bei der Bergiſchen Landwirthſchaft beſtehet alſo darin: daß der Ackerbau gar keine Streu abwirft, welche daher der Bauer aus ſeinen Büſchen holen muß.

Jedes Landgut hat beträchtliche Stücke Gebüſche, welche eigenthümlich dazu gehören. Dieſe ſind gemeiniglich noch gröſer und weitläuftiger, als der übrige Theil des Gutes iſt. Hier und dort findet man auch noch wohl ein herrſchaftliches Stück Waldes, überall aber wenig Hochgewäld, alles

iſt

iſt mit kleinem verkropptem Unterholze von allerhand Gattung dünn bewachſen. Dieſes wird auf keinerlei Weiſe forſtpfleglich behandelt, der Bauer geht bei müſigen Tagen mit der Hacke in ſeinen Buſch, welcher, wie alle verödete Wälder, mit Heide und Moos überwachſen iſt, und hackt ſich ſeine Streu. Dabei beobachtet er aber die Ordnung, daß er an einem Orte anfängt, und ſo von Jahre zu Jahre fortfährt, bis alles überhackt iſt. Während dieſer Zeit wächſt die Heide und das Moos wiederum auf den erſten Pläzen, folglich werden alle Büſche dieſer Gegenden auf Heideſchläge blos zur Streu benuzet; über das alles treibt er auch noch ſpät im Herbſte, ſogar des Winters, wenn kein Schnee liegt, und im Frühlinge ſein Vieh in den Buſch, ſo den jungen Holzwuchs völlig abbeißt, und alſo von

dem

dem durchgängig verkroppten Gehölze die eigentliche Urſach iſt. Das Heidehacken benimmt zugleich dem Gehölze die gehörigen Dungmittel, ſo daß es alſo gar kein Wunder iſt, wenn der Holzwuchs elend ausſieht.

Wenn man die landwirthſchaftliche Verfaſſung der obenbenannten Aemter, ſo wie ich ſie hier kurz entworfen habe, genau betrachtet, ſo iſt das Streu- oder Heidehacken ohne gänzliche Veränderung der alten, und Gründung der neuen Landwirthſchaft ſchlechterdings unmöglich. Daher kömt es auch, daß alle Verſuche der Düſſeldorfer Regierung, den Holzbeſtand des Landes zu verbeſſern, nicht die erwünſchte Würkung gethan haben. Wer nur ein wenig mit Regierungsgeſchäften bekannt iſt, der weiß es, wie unendlich ſchwer es fällt, tief in die

gan-

ganze Landesverfaſſung einverwebte Fehler zu heben, wenigſtens gehöret mehr dazu, als eines Mannes Alter, um etwas merkliches auszurichten.

Das Verbot des Streuhackens iſt ſchlechterdings vergeblich, weil der Bauer ſonſt keine Streu hat, und ſich auch keine verſchaffen kann. Mehr Stroh kann er nicht erziehen, denn es fehlt ihm am Dunge, und wenn er auch mehr ſäen könnte, ſo würden ihm die übrigen Grundſtücke zur Weide für das Vieh nicht zulangen, folglich iſt dieſe Benuzung der Büſche auf Heideſchläge zur Streu, bei der jezigen Verfaſſung der Landwirthſchaft, unumgänglich nothwendig.

Vielleicht iſt aber auch der Schade, der aus dem Heidehacken entſtehet, nicht beträchtlich; das Land blühet ja ohnehin von allerhand Gewerben, und überall iſt Wohlſtand?

ſtand? Dieſes wollen wir nun näher unterſuchen.

Es iſt wahr, das Bergiſche Land, und vorzüglich die Aemter, von denen ich rede, ſind die treffendſten Beiſpiele, was eine geſegnete Regierung zur Glückſeligkeit eines Volkes vermag, und dennoch könnte dieſer Wohlſtand noch gröſer ſeyn. Der arme und mittelmäſige Bauer brennt Holz in ſeiner Haushaltung; ſo viel liefern ihm jährlich ſeine verödeten und weiten Strecken Gebüſche, daß er das zur Noth kann. Wer ſchon etwas reicher iſt, der verbrennt viele Steinkohlen mit dazwiſchen, und läſt das kroppigte Gehölze ſeine gute Wege haben. In Städten und Dörfern aber weiß man von keinem andern Brennmateriale in der Küche und in den Oefen, als von Steinkohlen. Kaum liefert das Land ſo viel Brenn-

holz,

holz, als zum Backen und Brauen nöthig iſt. Wenn man nun bedenkt, daß alle dieſe Steinkohlen auſſer Landes her, aus der Grafſchaft Mark eingeführet werden, daß dieſe Einfuhr wegen der vielen Eiſenhämmer und Schmieden, die durchgehends alle Steinkohlen brauchen, überſchwenglich wichtig iſt, und jährlich viele Tauſende an baarem Gelde auſſer Landes führt, und endlich, daß die Cleviſch- und Märkiſche Regierung noch dazu eine Auflage auf dieſe Ausfuhr gelegt hat, welche doch natürlicher Weiſe der Bergiſche Unterthan bezahlen muß, indem die Kohlen ſo viel theuerer werden, und er ſie nicht entbehren kann: ſo muß es deutlich in die Augen fallen, daß eine blühende Forſtwirthſchaft in dieſem Lande, wo wenigſtens noch der dritte Theil des Erdbodens, ja ich kann wohl ſagen die

Hälfte

Hälfte im Holzgrunde liegt, nicht nur über-flüßig genug Holzkohlen für alle Eiſen- und Stahlfabriken; ſondern auch hinlänglichen Brand für alle Inwohner verſchaffen könnte. Ja das iſt nicht alles. Man könnte wegen der Nähe des Rheines aus Holland noch vieles Geld für Holz ins Land ziehen. Denn wenn alle Büſche in ordentlichem Holzbeſtande ſtün-den; ſo wäre es unmöglich, daß das Bergi-ſche Land alles verbrauchen könnte. Es iſt alſo unwiderſprechlich gewiß, daß durch eine blü-hende Holzzucht der jährliche Landesgewinn noch um viele tauſend Thaler höher gebracht werden könnte.

Die Eiſenfabrikanten dorten geſtehen das alles ein, aber ſie glauben, daß ſie die Holz-kohlen in ihren Hämmern und Schmiede-Eſſen nicht gebrauchen könnten. Das iſt ſehr widerſinnig, aber ſchlechterdings nicht

zu vermuthen. Die Urſache liegt vielmehr an den Handwerksleuten, dieſe haben von je her nicht gelernt mit Holzkohlen umzugehen, ſie ſind der Steinkohlen gewohnt, und behaupten daher: ihre Arbeit erfordere leztere unumgänglich.

Wenn ein Land eine blühende Nahrung hat, ſo daß ein jeder durchgehends Geld genug verdienen, und ſich durch einen mittelmäſſigen Fleis wohl ernähren kann; ferner, wenn die Obrigkeit die Steuer, Schazung und andere Abgaben richtig empfängt, wie dieſes alles der Fall im Bergiſchen Lande iſt: ſo empfindet man ſolche Fehler in der ökonomiſchen Landesverfaſſung nicht ſo leicht; oder wenn man ſie auch bemerket, ſo iſt keine dringende Nothwendigkeit da, das Grundgebäud der Nahrungsſtände anzugreifen und umzuändern. Oft iſt es

auch

auch unmöglich, und oft ſo gar gefährlich; allein hier iſt ein Umſtand zu befürchten, welcher jedem Staate nach und nach den endlichen Termin ſeiner Glückſeligkeit zuzieht.

Wenn ſich ein Land nicht ſelbſt genug iſt, das iſt: wenn es nicht alles hervorbringt, was es ſelbſt braucht, und alſo den ausländiſchen Handel zu ſeinem Wohlſtande nöthig hat, ſo verändern die Zufälle die Sache. Die Nahrungszweige, worauf ſein Glück beruht, und die auf die ökonomiſche Verfaſſung anderer Staaten gegründet ſind, können durch eine Veränderung in dieſen leztern zu Grunde gerichtet werden; hat man nun keine andere Mittel zu neuen Nahrungszweigen; keine neue Quellen zur auswärtigen Handlung, ſo ſinkt der Wohlſtand nach und nach, und verwandelt ſich

in eine traurige Ohnmacht, Armuth und Barbarei; dieſen Erfahrungsſaz will ich anſchaulich machen.

Der blühende Wohlſtand des Bergiſchen Landes beruhet erſtlich auf den herrlichen Stahl- und Eiſenfabriken. Das rohe Eiſen und Stahl kömt aus aus dem Naſſauiſchen, die Steinkohlen aus dem Märkiſchen, und die verfertigte Waaren gehen nach Frankreich, Holland und ſo fort in alle Welt. Hier ſind alſo drei Fälle möglich, deren jeder dieſen Nahrungszweig zu Grunde richten kann.

Wenn ſich die Siegerländer nach und nach ſelbſt auf die Verarbeitung ihres rohen Stahles und Eiſens legten, und endlich dieſes rohe Materiale nicht mehr ausführten.

Oder wenn die Steinkohlen in der Grafſchaft Mark ausgiengen, oder im Lande

ſelbſt gebraucht würden, oder einen Zug in andere Länder bekämen.

Oder endlich: wenn jene Staaten die Stahl- und Eiſenwaaren ſelbſt in hinlänglicher Menge und Güte verfertigten; ſo läge mit einmal dieſe Handlung des Bergiſchen Landes in den lezten Zügen. Die groſe Menge Handwerksleute müſten auswandern; der Bauer fände nun für ſeine Milch, Butter und Käſe keine Abnehmer mehr, er würde alſo arm, und müſte, wie vor Alters, elendes Haberbrod eſſen; kurz, ſeine ganze Glückſeligkeit wäre verſchwunden.

Der andere noch gröſere und beträchtlichere Handelszweig des Bergiſchen Landes beſtehet in der Elberfelder Siamois, Leinen, Band, und Seidenfabrik. Die Baumwolle kömt, wie bekannt, aus der Levante über Holland, das Leinengarn wird

ganz und zumal aus dem Heſſiſchen, Braunſchwäigiſchen, Hannöveriſchen u. ſ. w. erhalten. Es iſt Bewunderns würdig, daß das Bergiſche Land, bei aller ſeiner Weitläuftigkeit und geringen landwirthſchaftlichen Bevölkerung gar keinen Flachs und Hanf zu dieſer blühenden Manufaktur liefert. Die daraus verfertigten Waaren gehen in die Frankfurter Meſſe, nach Holland, und andere Orten mehr. Hier ſind abermals drei verderbende Fälle möglich.

Wie vielerlei Umſtände können ſich zuſammen vereinigen, um wenigſtens für Elberfeld und Barmen die Einfuhr der Baumwolle zu koſtbar zu machen? Der Transport über Holland darf nur wegfallen; ſo iſt es damit geſchehen.

Oder wie leicht iſt es möglich, daß die Heſſen, Braunſchweiger, und Weſtphälinger

ger ſelbſt Leinenmanufakturen anlegen, und die Ausfuhr des Leinengarnes alſo verge-ringeren?

Oder endlich: wie es ſchon würklich am Tage iſt, die häufige Anlage von Siamois-Manufakturen hin und wieder, kann dieſe Waaren ſo wohlfeil machen, daß die Elber-felder nicht mehr verkaufeu können, und dies iſt um ſo viel müglicher, weil ſie alle ihre rohe Materialien aus andern Ländern verſchreiben, und ſie alſo theuerer als an-dere bezahlen müſſen. Z. B. wie iſt es möglich: daß ſie in die Länge gegen unſere Lauterer Manufaktur werden beſtehen kön-nen? ſie bekommen ihr Leinengarn aus fremden Ländern; wir haben es hinlänglich in unſerm Vatterlande, und dieſe Quelle verſiegt uns nie; ſie haben alſo wenigſtens ihr Garn ſo viel theuerer, als der Trans-

port beträgt, u. ſ. w. Dies alles führe ich nur zu dem Ende an, um zu beweiſen, wie nöthig es überhaupt ſei, daß man ſich nie auf eine ewige Dauer eines blühenden Wohlſtandes verlaſſe; ſondern daß man während dieſer glückſeligen Zeit, wo noch überall Geld und Ueberfluß iſt, in der Stille unaufhörlich beſchäftiget ſeyn müſſe, an allen Orten ſo viele neue Nahrungsquellen zu eröfnen, als nur möglich iſt. Ein blühender Forſtbeſtand würde für das Bergiſche Land eine ſolche dauerhafte Quelle werden. Man bedenke nur. Wenn jährlich einige tauſend Thaler für Kohlen und Brandmaterialien erſparet würden, die alſo den Reichthum des Landes vermehrten, müſte dadurch nicht der Wohlſtand dauerhafter gegründet werden? beſonders da ſich dieſes Geld unter die geringeren Klaſſen am mehreſten vertheilte.

Dem

Dem Holzgrundbeſizer, das iſt dem Bauern würde erſtlich das Holz bezahlt, ein groſer Theil geringer Arbeitsleute würden Scheitſchläger werden, und das Klafterholz verfertigen, ein anderer Theil würde ſich auf das Kohlenbrennen legen; wieder ein anderer auf das Verfahren des Holzes, der Kohlen u. ſ. w. Noch mehr: das groſe Werkholz iſt auſſerordentlich rar. Jährlich werden viele neue Häuſer gebauet, die vielen Hämmer, und andere groſe Waſſermaſchinen verbrauchen deſſelben eine ungeheure Menge. Bis daher hat man noch ſehr vieles aus dem Vorrathe beſtreiten können, den die getreuen Alten ihren Nachkommen verſchaft haben, indem ſie ihre weitläuftige Bauernhöfe um ihre Häuſer herum, beſonders langs dem Zaune mit Eichen bepflanzten; ſo daß alſo bis daher

faſt jeder Bauer ſo viel Holz ſelbſt beſizt, als er nöthig haben würde, wenn ihm ſeine Gebäude verunglückten. Aber auch dieſer koſtbare Vorrath wird allmählig geſchwächt, und es wird nicht lange mehr währen, ſo iſt er verſchwunden. Die Hammerherren ſind reiche Leute, ſie ſehen den unvermeidlichen Ruin ihrer Werke wegen Mangel des nöthigen Bauholzes voraus; wo ihnen alſo Bäume in die Augen fallen, die Hammerwellen geben können, und dazu werden gerade geſunde Eichen erfordert, die wenigſtens, den Splint abgerechnet, noch 4 Shuh im Durchmeſſer, und über 20 Schuh in gerader Länge haben; da ruhen ſie nicht, ſie ſchonen kein Geld, bis ihnen der Bauer einen ſolchen Baum abgetretten hat; daher findet man viele Hammerherren, die wohl auf 150 bis 200 Jahr

mit

mit Hammerwellen verſehen ſind. Sie laſſen ſie fällen, beſchlagen und abründen, und verſenken ſie alsdann in die Hammerteiche, wo ſie ſich ſo lang aufbewahren laſſen als man will.

Das kleinere Bauholz iſt nun freilich noch nicht ſo gar ſelten, aber doch geht der Vorrath bald auf, und das volkreiche Elberfeld, und mehrere den Märkiſchen Gränzen nah gelegene Oerter müſſen doch ihr Bauholz zu Häuſern und andern Gebäuden oft und vielfältig aus dem Märkiſchen mit groſen Koſten erhalten. Alle Schreinerarbeiten ſind daher auch ſehr theuer, weil auch dieſe Handwerker ihr Holz zum Theile auſer Landes her bekommen müſſen. Von den hölzernen Geräthen in die Haushaltung will ich nicht einmal reden; die Winterberger hölzerne Geſchirr-Krämer verführen ſolches

durch

durch das ganze Land, und was auch im Lande ſelbſt gemacht wird, das wird doch mehrentheils aus ausländiſchem Holze verfertiget.

Dies mag genug ſeyn, zu beweiſen, daß eine gute Forſtwirthſchaft den Wohlſtand des Bergiſchen Landes noch ſehr beträchtlich vermehren und dauerhafter gründen könnte; allein es iſt eben ſo gewiß, daß ſie auch bei zukünftigem Verfalle des jezigen Nahrungsſtandes eine wichtige neue Quelle der Glückſeligkeit ſeyn würde.

Ich habe oben geſagt: daß wenigſtens ein Drittel, und ich darf kühn behaupten, die Hälfte der Oberfläche der Erde, dort an Holzgrunde allein öde liegt, der, wie gemeldet, zu nichts als zur Streu unter das Vieh, und etwas weniges Brandholz benuzet wird. Nun will ich den Fall ſezen,

alles

alles ſtünde im beſten Holzbeſtande, man trieb einen Theil zu Schlagholze, den anderen in Gehauen zu Oberholze ab; ſo würde jeder Bauer, weil dies Gewäld all den Unterthanen gehört, und nur ſehr wenige Stücke herrſchaftlich ſind, jährlich einen anſehnlichen Antheil am Klafterholze, oder am Oberholze, oder an beiden zugleich zu verkaufen haben. Dadurch würde er ein ſchönes Stück Geldes ziehen; Taglöhner und Leute, die nichts eigenes beſizen, würden als Scheitſchläger und Fuhrleute ihr Brod verdienen, und wer weiß wie vieles Holz man verſenden könnte? beſonders da kein Land in der Welt zur Verſendung des Holzes gelegener ſeyn kann, als dieſes. Denn es liegt in einer Breite von wenigen Meilen eine geraume Länge den Rhein hinab. Allenthalben ergieſen ſich ſtarke Bäche und

klei-

kleine Flüßgen, die aus dem Bergiſchen Lande zuſammen rinnen, in den Rhein, die alſo zum Flözen vortreflich ſeyn würden; und auf der andern Seite des Rheines liegt das Erzſtift Kölln und das Herzogthum Gülch auf dem flachen Lande, und endlich die ganze Republik Holland in der Nähe, wo überall und beſonders in Holland wenig oder kein Holz wächſt. Und wenn man bedenkt, wie viel Holz vermittelſt der vielen ungeheuern Holzflözen aus dem weit entfernten Ober-Deutſchlande jährlich nach den Niederlanden gehen, und daß das nah gelegene Bergiſche Land durch eine wohleingerichtete Forſtwirthſchaft ſehr groſen Antheil an dieſem Handel haben könnte; ſo bleibt gar kein Zweifel mehr übrig, daß dies ein höchſtwichtiger Nahrungszweig werden müſte.

Man

Man muß nicht glauben, daß die hohe Landesregierung zu Düſſeldorfe dieſen Umſtand nicht bemerke, oder ſich auch keine Mühe gäbe und gegeben habe, würkſame Verfügungen zu treffen; allein alle, auch die weiſeſten Verordnungen ſind bis daher fruchtlos geweſen, weil der Bauer ſeine Büſche zum Heidehacken unumgänglich nöthig hat. Jedes Verbot könnte nicht gehalten werden, und wenn es geſchähe, ſo würde die Landwirthſchaft unausbleiblich ruiniret. Ich habe daher bei meinen öfteren Vorleſungen über die Forſt- und Landwirthſchaft, über dieſe Sache weitläuftig nachgedacht, und endlich glaube ich, durch Einführung der neuen Landwirthſchaft ein Mittel gefunden zu haben, welches allgemeinen Flor in beide Gewerbe bringen müßte, in ſo fern es nur ausführbar iſt.

Man

Man wird mir erlauben, meinen Plan vorzulegen. Vielleicht findet er Beifall, vielleicht enthält er auch vieles, das in andern Ländern in ähnlichen Fällen zu gebrauchen iſt, wodurch alſo meine Abhandlung gemeinnüzig wird.

Das Bergiſche Land hat ſich erſt ſeit hundert Jahren her der Barbarei entriſſen; daher iſt es noch in der Cultur des Verſtandes und Herzens, was das allgemeine Publikum betrift, ſehr weit zurück. Der Bauer wohnt auf ſeinem einſamen Hofe, iſt Monarch auf ſeinem Flecke, und zugleich wohlhabend; er hat nicht viel Umgang, daher iſt er grob und ungeſittet; er wählt ſich ſeinen Pfarrer ſelbſt, dieſer muß ihm alſo oft nach ſeiner Pfeife tanzen, und ihn als ſeinen Patron verehren. Vatter Karl Theodors weiſe und glückſelige Regierung iſt

ge-

gelind und ohne Druck, er lebt alſo ruhig fort, und weiß von keinen Landeslaſten. Dabei iſt er aber treu und redlich, und ſeinem Landesherrn hold und zugethan. Dieſer Umſtand iſt wichtig: jede nur etwas gewaltſame Unternehmung der Landesregierung gegen ſeine Begriffe von der Landwirthſchaft, die er unverbeſſerlich zu seyn glaubt, würden ihn in Unruhe und Murren verſezen: ein allgemeiner Widerwillen würde entſtehen, und keine Gewalt würde fähig ſeyn, ihn zu einer nüzlichen Veränderung ſeiner Wirthſchaft zu zwingen, beſonders weil er ſich ſo wohl dabei befindet, und gar keine Erfahrung von einem beſſern Zuſtande hat. Die Sache müſte alſo unvermerkt und allmählig eingeleitet werden; ſo wie es Engelland ehemals machte, als es noch ſo viel Getraid aus andern Ländern ziehen muſte.

Weil hier der Landwirth alle ſeine Naturalien verkaufen kann, wie er will, indem von dieſen noch ſo viel von auswärtigen Oertern eingeführet werden; ſo finden hier Prämien vollkommen ſtatt, und hierzu einen Fond zu finden iſt nicht ſchwer.

Das Land hat eine Steuerkaſſe, aus welcher die Staatsbedörfniſſe beſtritten werden. Bei dem Ausſchlage und der Veränderung der Steuermatrickel könnten einige tauſend Thaler für Prämien zugeſezet werden. Dies würde der Landwirth kaum merken, und nichts dagegen einwenden, weil er das alles gar gut bezahlen kann; aus dieſer Prämienkaſſe müſſen nun folgender Geſtalt Preiſe ausgeſezet werden.

Da der Rheinländer in ſeinem ebenen fruchtbaren Lande keine Wieſen hat, ſo bauet er ſchon lang Klee und Futterkräuter mit

dem

dem gröſten Nuzen. Vor dieſen brauchen al-ſo keine Prämien auf den Kleebau ausgeſe-zet zu werden, wohl aber auf den Anbau des Flachſes und des Hanfes, der für die El-berfelder Manufakturen unausſprechlich nüzlich ſeyn würde, beſonders da es in die-ſen Fruchtgegenden ſo viele arme Leute giebt, die zugleich durch die Spinnerei ſich etwas verdienen könnten. Alsdann aber müſte auch auf das ſchönſte Garn eine Prämie ge-ſezet werden. Die Kaſſe bezahlte alſo dem Rheinländer Preiſe auf den Flachs- und Hanfbau und auf die Spinnerei. Hin-gegen in dem gebirgigten Theile des Lan-des, von dem hier eigentlich die Rede iſt, müſten auf den Kleebau beträchtliche Preiſe geſezet werden; zugleich munterte man ein-ſichtsvolle und reiche Landwirthe auf, mit einem guten Beiſpiele vorzugehen. Damit

aber auch nicht immer reiche und begüterte Leute die Prämien beziehen möchten, ſo ſollte vielmehr derjenige belohnet werden, der nach dem Verhältniſſe der Gröſe ſeines Gutes den mehreſten Klee gebauet hätte.

So viel weiß ich aus der Erfahrung, daß der rothe Klee in dieſem Lande wohl wächſt, und vielfältig geräth. Doch aber glaube ich, daß man auf den gebirgigten und entlegenen Grundſtücken mit gröſtem Nuzen die Eſparſette bauen könnte. Beide Futterkräuter müſte man alſo vermittelſt der Prämien und anderer Aufmunterungen häufig einzuführen ſuchen. So bald der Bauer nun ſehen würde, daß er ſich mit einer kleinen Mühe einen ſo reichen Futter-Ertrag erwerben, und alſo mehreres Vieh erhalten könnte; ſo würde ihm nun der groſe Nuzen einleuchten, und zwar um ſo mehr, da eben

die

die Produkten aus dem Viehſtande ihm das meiſte Geld einbringen. Durch dieſen vergröſerten und verbeſſerten Viehſtand vermehrt ſich auch ſein Dung, und ſo weit dieſer reicht, baut er ſein Feld gewiß. Durch den Anbau der Futterkräuter und den vergröſcrten Getraidbau werden aber ſeine Weiden kleiner, er ſieht dies mit Ruhe an, weil es ihm darum nicht an Futter für das Vieh fehlt, und ſo kömt er nach und nach vom Hüten des Viehes ab. Er bauet immer mehr Futterkräuter, und immer mehr Getraide; die jährliche Verringerung der Weiden und das beſtimmte Maas des Futterbaues ſezet ſeinem Viehſtande ein Ziel, und es zeiget ſich nun von ſelbſt, wie viel Stücke er halten kann.

Auf dieſe Weiſe geräth der Bergiſche Bauer von ſelbſt auf die Stallfütterung.

Denn er verliert nach und nach die Weid-pläze. Nun aber iſt es auch Zeit Prämien auf den Roggen- und hin und wieder auch auf den Waizenbau zu ſezen. Es iſt gewiß, daß der Roggen dort wächſt und recht wohl geräth, wenn nur der Boden genug gedüngt und gehörig bearbeitet würde. Daher müſte man alsdann durch Anleitungen, Unterricht und Beiſpiele den Landmann auf den beſten Weg der Landwirthſchaft leiten: er würde nun erkennen, daß noch viel in ſeiner Manier zu verbeſſern ſei, und daß ſein Wohlſtand noch beträchtlich erhöhet werden könnte. Es iſt aber wohl zu bemerken, daß man obige Prämien nicht auf die Gröſe des beſäeten Plazes, ſondern auf die Menge der gewonnenen Produkten beſtimmen müſte.

Jezt iſt es Zeit auf die Forſtwirthſchaft alle

Auf-

merkſamkeit zu verwenden. Der Bauer ziehet nun Stroh genug zum Streuen, und er hat das Plaggenhauen nicht mehr nöthig; aber auch hier gilt es Behutſamkeit. Der Holzgrund iſt ein Eigenthum des Unterthanen, und er würde gewaltig groſe Augen und ein mürriſches Geſicht machen, wenn man ihn im Genuſſe ſeines Eigenthumes einſchränken wollte; daher müſſen ihm die Verordnungen den Nuzen deutlich vorſtellen, die er von der gänzlichen Befriedigung ſeiner Gebüſche haben würde, und ſeines eigenen Nuzens wegen wird ihm nun das Heidehacken und Hüten des Viehes in ſeinen Büſchen gänzlich verbotten, im Gegentheile anbefohlen: ſeinen ganzen Holzgrund in 20 bis 35 gleiche Theile zu theilen, jährlich einen ſolchen Theil im Frühjahre rein abzutreiben, ihn mit Eicheln, Bucheln,

Birken und anderm Samen forſtwirthſchaftlich zu beſäen, und alles wohl zu beſchüzen. Bei allem dieſem würde jedem Amtsjäger der Auftrag ertheilet: auf die Holzgründe der Bauern eben ſo ſorgfältig, als auf die Herrſchaftlichen zu wachen, damit überall die Forſtwirthſchaft auf das ſorgfältigſte beobachtet würde.

Wenn nun der Landmann in 20 bis 25 Jahren einmal all ſein verkropptes und elendes Gehölze abgetrieben und neues angeſäet hätte, ſo daß er nun wieder von vorne anfangen könnte; ſo würde alsdann nöthig ſeyn, die wuchſigſten Eichen und Buchen zu Laßreiſern ſtehen zu laſſen, um allen Holzgrund nach und nach in Hochgewäld zu ſezen. Denn, nach meinen Begriffen und Kenntniſſen von der Forſtwirthſchaft, glaube ich, daß man in einem wohlbeſtande-

nen

nen Hochwalde zwiſchen den Oberbäumen Schlagholz genug erziehen, und dazwiſchen alle 20 bis 25 Jahre abtreiben könne.

Mit dem Anfange dieſer Einrichtung wird ſchon ein groſer Theil Geldes geſparet. Denn wenn jeder Bauer jährlich den 25ſten Theil ſeiner Gebüſche kahl abtreibt, ſo erwächſet ihm dadurch ſchon ein guter Vorrath an Brandholze, womit er eben ſo viele Steinkohlen erſparet, die auſer Landes her eingeführt werden. Und da das Heidehacken nun aufhöret, ſo würde von Jahre zu Jahre der Holzvorrath immer ſtärker werden.

Eben auf dieſe Weiſe ſollte man auch die Herrſchaftlichen Holzgründe behandeln und benuzen, und dadurch den Bauern ein überführendes Beiſpiel geben.

Ich weiß wohl, daß mir der Bergiſche

Bauer laut zurufen wird: **das geht bei uns nicht an!** aber daraufiſt nicht zu achten, **es geht freilich an, wenn ihr nur wollt!**

Noch einen Umſtand muß ich bemerken. Der Bergiſche Rheinländer zieht einen beträchtlichen Gewinn aus ſeinem Getraidehandel mit ſeinen reichen Mitunterthanen im Gebirge. Würde ihm nun, da er ohnehin durchgehends arm iſt, durch den Anbau des Roggens in dieſen Gegenden, dieſer Handel entzogen; ſo würde er noch viel ärmer werden. Dieſer Einwurf iſt nur ſcheinbar: Holland muß all ſein Getraid aus andern Ländern ziehen, und bekömt deſſen, wie bekannt iſt, viel aus Polen über Danzig. So lang nun der Rheinländer ſein Korn um etwas theuerer an ſeine Nachbarn verkaufen kann, ſo ſchickt er es freilich nicht

nach Holland; er wird es aber thun, wenn er jenen Abſaz nicht mehr hat, und was er etwa in dieſem Handel verlieret, das gewinnt er doppelt und dreifach wieder, wenn er anfängt, Flachs und Hanf zu bauen, denſelben zu ſpinnen, um nach Elberfeld und Barmen das Garn zu verkaufen.

Dies iſt der Plan, der nach meinem Bedünken im Bergiſchen Lande eingeführet werden müſte, um erſtlich die groſen Summen, welche für fremde Produkten auswandern, im Lande zu behalten, und zum andern, eine neue Nahrungsquelle zu öfnen, die, wenn allenfalls eine oder andere verſiegen würde, den blühenden Wohlſtand zum Theile wieder erſezen könnte. Ich kann hiebei noch eines zufälligen Nuzens gedenken, der aus einer guten wohleingerichteten Forſtwirthſchaft für dortige Manufakturen zu erhalten wäre.

Die weitläuftige Elberfelder und Barmer Garnbleicherei verthut eine groſe Menge Pottaſche, welche ebenfalls aus dem Heſſiſchen und andern Ländern verſchrieben wird. Wenn nun aller Holzgrund in vollkommenen Holzbeſtand geſezet, und alſo aller Orten in den Küchen und Oefen Holz verbrannt würde; ſo entſtünde eine groſe Menge Aſche. Dieſe müſte alsdann aufgekauft, wohl zuſammen gehalten, und Pottaſche daraus geſotten werden, und ſo könnte auch dieſes Geld, wenigſtens zum Theile dem Bauern zu gut kommen, und im Lande bleiben. Ich kann hier nicht alle Vortheile beſchreiben, welche aus der verbeſſerten Land- und Forſtwirthſchaft entſtehen müſten.

Dieſes alles aber nun auszuführen und in Uebung zu bringen, iſt eigentlich das

ſchwerſte Stück Arbeit. Unter allen Maſchinen iſt keine ſchwerfälliger als die Staatsmaſchine. Drang, Kraft, Zeit und unbeſchreibliche Mühe gehöret dazu, um etwas nüzliches auszurichten. Ueber das alles ſtehen die ökonomiſchen Schriftſteller zu ſehr im Verdachte leerer Projekte; daher kömt es, daß man ſolche weſentlich nüzliche Vorſchläge, die auf Vernunft und Erfahrung gegründet ſind, auch nicht achtet, und ebenfalls für leere Projekte hält. Allein ich hoffe, daß dieſe Abhandlung auf Wahrheiten beruhet, und da ich mich lang im Bergiſchen Lande aufgehalten: ſo kenne ich die Liegenheit der Sache, und habe es erfahren, daß dort das Gehölz vortreflich wächſet, wenn es nur etwas Ruhe hat. Hie und da findet ſich wohl ein reicher Landwirth, dem es einfällt, ſeiner Büſche zu ſchonen,

ſie

ſie zu befriedigen, und ſeine Streu von andern Bauern zu kaufen. Da kann man ſich nicht genug verwundern, welch ein herrlicher Holzwuchs in wenig Jahren entſtehet, ſo daß man nicht weiß, wo es herkömt; und eben ſo gut geräth auch der Klee, wenn er nur gebauet würde. Ich habe die überzeugendſten Proben davon geſehen. Aus dieſen und noch andern Erfahrungen glaube ich gewiß zu ſeyn, daß mein Vorſchlag gute Wirkung thun würde.

Ich vermuthe daher auch, wenn dieſe Sache recht durch das ganze Land bekannt würde, viele reiche Kaufleute, welche mit ihren Fabriken zerſtreuet auf dem Lande umher wohnen, groſe Güter beſizen, und daher reiche Landwirthe ſind, würden ſich bald daran wagen, Klee zu bauen, und meinen Plan ganz zu befolgen; weil ja nichts

dabei gewagt und verloren wird. Solche Beiſpiele würden bald eine allgemeine Nacheiferung erwecken; ſo, daß es alsdann der hohen Landesregierung nicht ſchwer fallen dörfte, die Sache allmählig durchzuſezen.

So kann das blühendſte Land unter der geſegneteſten Regierung noch wichtiger Verbeſſerungen fähig ſeyn, und fern ſei es von mir, indem ich lehrreiche Bemerkungen aus meinen Erfahrungen ziehe, hiedurch weder heimlich noch öffentlich Väter des Vaterlandes tadeln zu wollen. Denn es iſt nichts vollkommenes unter der Sonne, und kein Staat ſo wohl eingerichtet, daß er nicht zugleich den Samen zukünftiger trauriger Verödung in ſich enthalten ſollte. Genug, wenn wir, ſo lang wir leben, jedem, dem Wohlſtande der menſchlichen Geſellſchaft drohenden Uebel entgegen arbeiten, und es zu vernichten ſuchen.

In dem Verlage

der neuen Hof= und akademiſchen Buch= handlung ſind folgende Verlagswerke der kurfürſtl. ökonomiſchen Geſell= ſchaft zu haben.

		fl.	kr.
Bemerkungen vor das Jahr	1775	1	24
— — —	1776	1	24
— — —	1777	1	24
— — —	1778	1	24
— — —	1779	1	24
— — —	1780	1	24
Jung (J. H.) Verſuch einer Grund= lehre ſämtlicher Kameralwiſſen= ſchaften		1	24
Langsdorf, über die Bewegungs= kräfte auf Salzwerken (zu dem Jahrgang 1779 gehörig.)		—	24
Sammlung kleiner Schriften der Ka= meral Hohen Schule zu Lautern, die ſeit 1775 bis 1781 erſchie= nen ſind, 8vo.		—	40
Schmids (L. B. M.) Lehre von der Staatswirthſchaft, erſter u. 2ter Band, 8vo.		2	30
Verzeichnis der chemiſchen Verſu= che, ſo in dem Sommer halben Jahre 1780 auf der Kameral Hohen Schule zu Lautern ſind angeſtellet worden		—	6

Digitized by Google

Digitized by Google